

SCHALOM

ZEITUNG DES JÜDISCHEN MUSEUMS WESTFALEN

APRIL 2023
NR. 92



6

AUSSTELLUNG
»KITSCH«

7

POLIZEIFORTBILDUNG
IM JMW DORSTEN

14

STOLPERSTEINE
IN ZAANDAM/NL

16

DIE HISTORISCHE
SYNAGOGUE DETMOLD

18

PORTRÄT GRIGORY
RABINOVICH

32

»100 MISSVERSTÄND-
NISSE« IN WIEN

UND MEHR...

Eine neue Veröffentlichung aus unserem Museum widmet sich noch einmal dem Schicksal der ehemaligen Dorstenerin Ilse Reifeisen: Die Autorin Andrea Behnke hat deren Vertreibung im Jahre 1939 für junge Leser*innen verarbeitet und Anfang 2023 bei uns präsentiert. Die Veröffentlichung – ausgestattet mit wunderbaren Collagen von Dorstener Schüler*innen von heute – ist ein neuer Fokus für unsere Bildungsarbeit. Mehr auf **Seite 10**.

מוזיאון יהודי
וסטפליה

Jüdisches
Museum
Westfalen

Was tun wir hier eigentlich?

Die Rolle von jüdischen Museen wird dieser Tage an verschiedenen Orten diskutiert. Die Ausstellung »100 Missverständnisse über und unter Juden« (Rezension S. 31), mit welcher die neue Direktorin des Jüdischen Museums Wien Dr. Barbara Staudinger das unter ihrer Vorgängerin eher traditionelle Haus in eine radikalere, politischere Richtung führt, war jüngst ein Auslöser. Die kritischen bis diffamierenden Reaktionen, aber auch wohlwollende Besprechungen in Feuilletons und den sozialen Medien haben über den Gegenstand der Ausstellung hinaus die Fragen aufgeworfen, welche Rolle ein jüdisches Museum hat, wie es mit seinem Publikum kommuniziert und wer das Recht hat, jüdische Geschichte überhaupt auszustellen.

Das Jüdische Museum Hohenems hat ähnliche Fragen gleich zum Thema einer

Ausstellung gemacht. »Ausgestopfte Juden?« Geschichte, Gegenwart und Zukunft jüdischer Museen« dreht sich rund um das heterogene Phänomen »jüdisches Museum«. Auch wir wurden von den Ausstellungskurator*innen im Vorfeld zur Entstehung und Entwicklung unseres Zweckes und unserer Sammlung befragt. Dabei wurde einmal mehr deutlich, dass sich die jüdischen Museen in Europa ungeachtet aller Unterschiede in den letzten Jahren in eine ähnliche Richtung entwickelt haben. Einerseits ist diese geprägt von Veränderungen im Selbstverständnis von Museen allgemein, andererseits hat sie mit dem Wachstum und der Diversifizierung jüdischer Gemeinschaften zu tun.

Hatten jüdische Museen in Europa in der Vergangenheit Mahnmal-Charakter, so versuchen sie heute vermehrt jüdisches

Leben in der Gegenwart abzubilden und jüdische Kultur in Konzerten, Theaterproduktionen, Filmen und literarischen Lesungen aufzuzeigen. Ob diese Darstellung den jüdischen Gemeinschaften aber gerecht wird, wie diese sich in die Museen einbringen können und ob sie das Zeigen jüdischer Gegenwart als Aufgabe von Museen sehen, war Gegenstand einer Diskussion im JMW (siehe dazu den Kurzbericht auf dieser Seite)

Diese Debatten ernsthaft zu führen ist wichtig für die Vitalität unserer Institutionen und wenn sie kontrovers ausfallen, zeugt das eigentlich nur davon, dass Museen heutzutage lebendige und relevante Institutionen sind. Und das kann uns ja nur recht sein.

Kathrin Pieren

Aus dem JMW

Eine Dorstener Debatte: Wozu jüdische Museen?

Über das Verhältnis jüdischer Museen zu den jüdischen Gemeinden diskutierte am 16. März 2023 ein prominentes Podium in Dorsten; denn immer wieder gibt es Konflikte oder Missverständnisse zwischen diesen verschiedenen Orten jüdischer Präsenz über die jeweiligen Funktionen, Akzente und Diskursregeln. Bei uns waren zu Gast Alexander Sperling, Geschäftsführer des Landesverbandes der jüdischen Gemeinden von Westfalen-Lippe, Andrei Kovacs, Geschäftsführer des Vereins »321-2021-1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland«, Monika Grübel, Leiterin des LVR-Kulturhauses Landsynagoge Rödingen, und Dr. Ulrike Schrader, Leiterin der Begegnungsstätte Alte Synagoge Wuppertal.

Wo liegen mögliche Probleme zwischen Kultureinrichtungen und Religionsgemeinschaften, wenn sie doch recht unterschiedliche Aufträge haben? Am Anfang stand die verbreitete These, dass die Mehrheitsgesellschaft und auch die Museen sich primär für »tote Juden«

interessieren; so berechtigt diese Kritik teilweise ist, ignoriert sie doch die reale Entwicklungen der meisten jüdischen Museen in den letzten zwei Jahrzehnten, die der seit 1990 rasant veränderten jüdischen Gegenwart getragen haben und auch andere Stereotypen der Gründungszeit überwinden konnten. Wie sich schnell zeigte, geht es nicht um die Selbstverständlichkeiten der Kooperation (die intensiver sein könnte), sondern eher um Akzentuierungen und Richtungsentscheidungen. Jüdische Gemeinden wollen mitreden, so Sperling, wenn es um die Präsentation des Judentums geht – und jüdische Museen (die zugegebenermaßen einen missverständlichen Titel tragen) verlangen Autonomie in ihrer Ausstellungs- und Bildungsarbeit.

Konkurrenzen (um Aufmerksamkeit, um Ressourcen, um Deutungsmacht) müssen eigentlich nicht sein, wenn sich beide Seiten der jeweiligen Rollen bewusst bleiben. Die Erfahrungen mit Interventionen von jüdischen Gemeinden



in die Museumsarbeit lehren aber, dass Zensurbedürfnisse vorhanden sind und für die museale Seite natürlich inakzeptabel; dabei geht es vor allem um Themen der Diversität im Judentum. Wieviel »bunte Realität« (U. Schrader) ist sinnvoll zu vermitteln, wie viel Vereinfachung auf »basics« muss oder sollte sein? Es stellte sich heraus, dass einige Besucher*innen da auf der Seite der Gemeinden und ihrer Ablehnung von zu viel Differenzierung zugunsten des »Wesentlichen« standen. Die Gemeinden könnten erleichtert konstatieren, dass die Museen ihnen auch manchmal Aufgaben einer »Alphabetisierung« abnehmen, von denen wenigstens die kleineren Gemeinden oft überfordert sind. Und mit der Irritation, dass da neben den Gemeinden »jüdische Räume« (Diana Pinto) existieren, in denen Manches offener oder anders diskutiert werden kann, werden alle leben müssen.

Norbert Reichling

Aus den jüdischen Gemeinden

PADERBORN

Ein Generationenwechsel findet in vielen Gemeinden statt, so auch in Paderborn: Der langjährige Vorsitzende Alexander Kogan musste sich wegen einer Erkrankung zurückziehen, und bereits seit 2022 hat nach einer Neuwahl des Gemeinderats Xenia Nickel den Vorsitz der Gemeinde Paderborn übernommen. Frau Nickel ist in der Ukraine geboren und lebt seit 1997 in Deutschland; sie arbeitet im Hauptberuf in der kommunalen Verwaltung. Sie hat angekündigt, die Gemeinde und ihre Synagoge stärker als bislang zur Stadtgesellschaft hin zu öffnen.

MÜNSTER

Der ehemalige Gemeindevorsitzende Sharon Fehr wurde angesichts seines jahrzehntelangen Engagements für Zusammenhalt und Integration zum Ehrenvorsitzenden der Gemeinde ernannt.

BOCHUM-HERNE-HATTINGEN

Schon seit 2021 arbeitete in der Bochumer Gemeinde der Rabbinerpraktikant Andrés Bruckner mit und hat nun seine Ausbildung abgeschlossen. Er stammt aus Kolumbien und verspürte schon vor vielen Jahren den Wunsch, Rabbiner zu werden. Zunächst machte er eine Ausbildung im Finanzwesen und engagierte sich ehrenamtlich in der deutschsprachigen jüdischen Gemeinde von Bogotá. (Seine Familie stammt aus Österreich.) Als er von den Ausbildungsmöglichkeiten in Deutschland erfuhr – konkret: am Zacharias Frankel College – waren seine Pläne klar: erst einmal Hebräisch in Israel lernen und dann ab nach Potsdam. Inzwischen hat er seine Ausbildung abgeschlossen und hat die Rolle des Gemeinde-Rabbiners in Bochum übernommen. Im Oktober 2022 wurde der 33-Jährige im Audimax der Uni Potsdam ordiniert. Bruckner war einer der ersten Studenten des Zacharias Frankel Colleges, das Rabbinerinnen und Rabbiner für das konservative Judentum ausbildet. Das Zacharias Frankel College arbeitet seit 2013 als Rabbinerseminar unter der religiösen Aufsicht der Ziegler School in Los An-

geles. Es verbindet nach seinen eigenen Ansprüchen die strikte Einhaltung jüdischer Gesetze und Rituale mit der Interpretation zeitgenössischer Werte.

BIELEFELD (1)

Irith Michelsohn, die Vorsitzende der Bielefelder Gemeinde, wurde Ende 2022 zur Bundesvorsitzenden der Union progressiver Juden (das ist der Zusammenschluss liberaler Gemeinden) gewählt.

RECKLINGHAUSEN

Die Jüdische Gemeinde Recklinghausen hat Ende 2022 einen »Freundeskreis« gegründet, der die Kultusgemeinde in ihren kulturellen und pädagogischen Aktivitäten unterstützen und sich für Gedenktage, Synagogen- und Friedhofsführungen engagieren wird.

BIELEFELD (2)

Aus dem Nachlass des ehemaligen Gemeinde- und westfälischen Landesrabbiners Dr. Henry Brandt, der 2022 verstarb, hat die Bielefelder Gemeinde im Herbst 2022 einen kostbaren Flügel aus dem Jahr 1909 übernehmen können, der Rabbiner Brandt auf seinen Lebensstationen in Großbritannien und zuletzt in Augsburg begleitet hatten. Das Instrument wurde umfassend restauriert und erlaubt der Gemeinde nun, Konzerte ohne teure Klavierausleihen anzubieten.

GELSENKIRCHEN-GLADBECK-BOTTROP

Judith Neuwald-Tasbach, Vorsitzende und über lange Jahre auch das öffentliche »Gesicht« der Jüdischen Kultusgemeinde Gelsenkirchen, hat angekündigt, dass sie 2023 aus ihrer Funktion ausscheiden wird. Frau Neuwald-Tasbach übte dieses Amt seit 2007 aus und war damit indirekte Nachfolgerin ihres Vaters, der die Nachkriegsgemeinde neu begründet hatte. Die gelernte Betriebswirtin war bis zum Jahr 2000 in der Reisebranche tätig. Zu ihren besonderen Leistungen ist der Neubau der Gelsenkirchener Synagoge am historischen Ort der 1938 zerstörten Synagoge in der Innenstadt zu zählen,

den sie als Projektleiterin ansah und der im Februar 2007 eingeweiht werden konnte. Der ehemalige jüdische Betsaal aus der Nachkriegszeit wurde danach zu einer Begegnungsstätte mit einer kleinen Dauerausstellung umgebaut. Außerdem lag ihr die Öffnung der Ge-



meindarbeit in die Stadtgesellschaft hinein am Herzen. Für viele Gelsenkirchener Themen – jüdische (z.B. das Festival Klezmerwelten) und nichtjüdische (z.B. Schalke 04 oder interkulturelle Projekte) – ist sie engagiert. Nicht nur Kultusgemeinde und Stadt können sich glücklich schätzen für ihre Arbeit; auch unser Museum hat ihr für viele Impulse, Hilfen und Kooperationen zu danken!

ZENTRALWOHLFAHRTSSTELLE

Der Krieg Russlands gegen die Ukraine hat auch in den jüdischen Gemeinden Viele auf den Plan gerufen, um zu helfen: Die Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWSt) hat Tausende von Geflüchteten beraten, mindestens 100 hochbetagte Shoa-Überlebende zu evakuieren geholfen und zusammen mit den jüdischen Gemeinden ein umfassendes Hilfsprogramm gestartet. Finanziert wurde dies vom Joint Distribution Committee und der Alfred Landecker-Stiftung. Es ermöglicht u.a. die Versorgung der in den Gemeinden Angekommenen mit dem Allernötigsten und die Einstellung von Orientierungslotsen für den Aufenthalt in Deutschland, Familienfreizeiten für ukrainische Familien und psychosoziale Beratung. Auch für im ukrainischen Westen gestrandete Binnenflüchtlinge wurden gemeinsam mit lokalen Partnerorganisationen praktische und andere Hilfen organisiert.

Einblicke. Selten Gezeigtes aus dem Museumsmagazin

Sonderausstellung vom 23. April bis 25. Juni 2023



Bei einem Museumsbesuch gibt es viel Interessantes, Altes, gelegentlich auch Neues, Kurioses und Seltenes zu entdecken. Der größte Teil vieler Museumssammlungen bleibt allerdings den Besuchern und Besucherinnen verborgen, lagert gut gesichert in Regalen, Schubladen und Schränken in den Magazinen. Zum Abschluss eines Projekts zur digitalen Aufarbeitung unseres Sammlungsbestands möchten wir selten oder bisher noch nie gezeigte Exponate aus den dunklen Magazinkellern in die hellen Ausstellungsräume bringen.

Die Sammlung des Jüdischen Museum Westfalen entstand in der Gründungsphase zu Beginn der 1990er Jahre. Begleitet durch fachwissenschaftliche Beratung des Salomon Ludwig Steinheim-Instituts Duisburg (heute Essen) wurde durch Ankauf ein Exponatebestand erworben, der zur



»Illustration« der geplanten Ausstellungsthemen notwendig und sinnvoll war.

Da die meisten der damals erworbenen Exponate nicht von westfälischer Provenienz sind, ist es seither Ziel unserer Sammlungstätigkeit, Ritualgegenstände aus Westfalen, aber auch Stücke aus dem Lebensumfeld westfälischer jüdischer Familien, Männer und Frauen, aufzuspüren und zu erwerben.

Die Sammlung hat sich im Laufe von drei Jahrzehnten von einer zunächst überwiegend durch Ritualgegenstände geprägten Sammlung heterogen weiterentwickelt. Grafiken, Aquarelle, Gemälde, Bücher vom 16. Jahrhundert an, sowie Schriftstücke und Dokumente gehören ebenfalls dazu, aber auch Alltagsgegenstände aus jüdischem Familienbesitz. Ausgebaut wird der Bereich der Fotografie mit zeitgenössischen SW-Aufnahmen des Fotografen Dirk Vogel. Auch ein kleiner Bestand an Schallplatten, vorwiegend deutsche Produktionen aus den späten 1960er und 1970er Jahren mit synagogaler und jiddischer Musik, wurde in die Sammlung integriert.

Im November 2021 starteten wir mit einem auf 18 Monate angesetzten Projekt zur Aufarbeitung und Digitalisierung unserer Sammlung. Die bereits seit Jahren vorhandene Datenbank wird überarbeitet, durch ein verbessertes

Stichwortverzeichnis besser nutzbar gemacht und durch neue digital erstellte Fotos erweitert. Bisher noch nicht oder nur unvollständig erfasste Objekte unserer Sammlung werden in die Datenbank eingegeben. Voraussichtlich ab Anfang Mai wird die Datenbank über die Webseite des Museums aufgerufen werden können. Interessierte können dann in den meisten Datensätzen recherchieren.

Einige ausgewählte Exponate werden bereits seit 2018 auf dem Portal westfalen.museum-digital.de vorgestellt.



Zu den Exponaten, die schon in den Anfangsjahren gekauft wurden, gehört der Streimel. Er ist eine Kopfbedeckung, die heute vor allem von verheirateten chassidischen Juden während religiöser Feste und Feiern getragen. Er besteht aus einer Samtkappe mit einem braunen, breiten Pelzrand, meist aus Schwänzen russischer Zobel oder von kanadischen Zobeln, aber auch aus Baumarderschweifen oder Schweifen amerikanischer Grisfuchsfelle. Unser Streimel, auch Schtreimel (jiddisch: **שטרײַמל** *shtrejmml*), war in der ersten Dauerausstellung von 1992 bis März 2001 zu sehen. Seitdem ruht er im Magazin, war aber u.a. in einer Ausstellung zum Thema Kopfbedeckungen in

Oberhausen ausgestellt gewesen. Nun ist er auch wieder bei uns zu sehen.

Gezeigt werden auch einige Schallplatten. Das Museum hat einen Bestand von ca. 100 Schallplatten, überwiegend LPs. Diese kamen über Nachlässe, meist Bücherschenkungen als Beilage ins Haus. Aus diesem Bestand, der etliche Dubletten enthält, haben wir 19 Exemplare für die Sammlung ausgesucht und aufgenommen. Es handelt sich größtenteils um Aufnahmen synagogaler Musik aus den 1960er und frühen 1970er Jahren. Einige Schallplatten, darunter auch welche aus der DDR, enthalten Aufnahmen von jiddischer Musik. In einer Zeit, da jüdisches Leben in Deutschland meist unbemerkt von der Öffentlichkeit stattfand, gab es dennoch eine kleine Auswahl interessanter Schallplatten. Über Auflage und Resonanz ist uns leider nichts bekannt.

Zu den in der Dauerausstellung nie gezeigten Objekten gehören einige Exponate mit einem Davidstern oder

genauer gesagt einem Sechszackstern. 1991 präsentierte der Verein für jüdische Geschichte und Religion die Ergebnisse eines Forschungsprojekts zur Geschichte des Davidsterns. Es gab ein Buch und eine Ausstellung. Für die Ausstellung waren diverse Objekte gekauft worden. Manche mit jüdischem Hintergrund, andere zeigen den Sechszackstern als ein Zeichen der Bierbrauer. Somit handelt es sich bei dem ausgestellten Bierkrug nicht um einen »jüdischen« Gegenstand, sondern um einen vermutlich aus Süddeutschland stammenden Krug und bei dem Stern um das Emblem einer Brauerei.

Unter den Exponaten mit regionalem Bezug, die in den vergangenen Jahren gekauft werden konnten, finden sich vor allem Schriftstücke. Von dem Rabbiner Dr. Moritz David (1875 bis 1956) besitzen wir ein umfangreiches Notizbuch. David war von 1901 bis zu seinem Ruhestand 1934 Rabbiner in Bochum. Im Frühjahr 1939 emigrierte er nach England. Dort lebte er bis zu seinem Tod in Manchester. Das Notizbuch mit handschriftlichen Einträgen enthält Gedanken und Ideen, die er vermutlich in seinen Predigten bzw. Gottesdiensten verwendet hat.

Des Weiteren konnten wir ein Konvolut von sechs Postkarten erwerben, die an den Rabbiner Dr. Arthur Cohn in Basel geschickt wurden. Sie stammen alle von Absendern aus Westfalen. In der Ausstellung zeigen wir u.a. eine Karte des Lehrers Levi Cohen aus Borken. Er weist den Empfänger auf eine chronologische Unstimmigkeit in einem von ihm veröffentlichten Aufsatz hin.

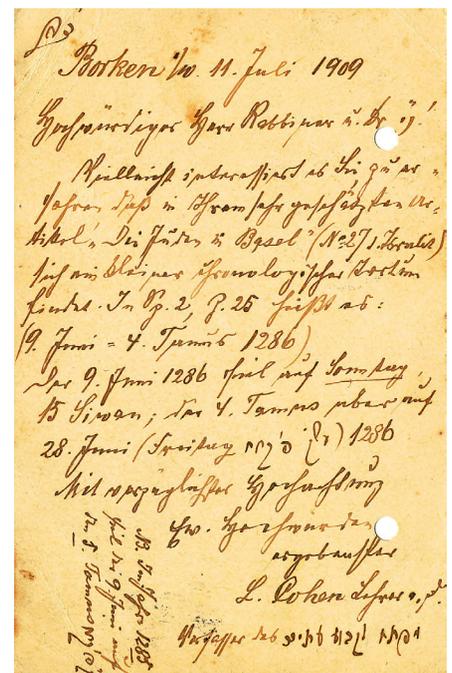
Zu einem wahren Schatz in der Sammlung gehören vier Aquarelle des Malers Julo Levin (1901 bis 1943). Er lebte und arbeitete viele Jahre in Düsseldorf. Dort freundete er sich mit dem Maler Franz Monjau und seiner Frau Mieke an. Franz und Julo wurden in Konzentrationslagern



ermordet, Mieke Monjau konnte einen Großteil der Werke der beiden Maler verstecken und über den Krieg retten. Aus ihrem Nachlass erhielt das Museum die Arbeiten, dank der Vermittlung des Sammlers Heinrich Meyer aus Viersen. Die Aquarelle wurden schon einige Male in kleinen Ausstellungen im Museum gezeigt, dürfen aber in der aktuellen Wechselausstellung nicht fehlen.

Darüber hinaus gibt es viel Interessantes zu entdecken. Lassen Sie sich überraschen!

Thomas Ridder



In der Schatzkammer der Träume – Unsere Sehnsucht nach dem Kitsch

Sonderausstellung vom 9. Juli bis 3. September 2023

Seit Jahrtausenden zeigen wir uns in der Kunst, was wir können, wissen und sein wollen; sie hebt uns vom Boden des bloßen Existierens ab und stellt uns in die Sterne. Doch der Mensch lebt nicht von Kunst allein: Am Ende des 19. Jahrhunderts entstand in der europäischen Industriegesellschaft ein neuer Begriff für alles, was den florierenden Kunstbegriffen der Moderne nicht mehr genügte: Der Kitsch betrat die Bühne und wandelte sich auf seinem Siegeszug durch sämtliche Sparten der Ästhetik vom abgewerteten, geschmähten Subjekt zu einem popkulturellen Phänomen.

Was wären wir heute ohne die Vielfalt seiner Erscheinungen? In einem von immer globaleren Sorgen bedrängten Lebensgefühl brauchen wir die einfache, bedingungslos wahrnehmbare Kraft des Kitsches als Treibstoff unserer Suche nach dem, was Glück sein kann. Zugleich lässt sich immer weniger sagen, was Kitsch überhaupt sei. Von Religionen, Herrschenden und den Warenwelten hemmungslos instrumentalisiert, ist unser gesamter Alltag von Kitsch durchdrungen und als Kunst hat er sich längst die Welt des Artifiziiellen zurückerobert.

Die Ausstellung spürt den vielfältigen Definitionen nach und zeigt eine Vielfalt von Objekten, Bildern, Texten und Tönen zwischen Banalität und exotischer Einzigartigkeit, die unsere individuelle und gemeinsame Sehnsucht nach einer heileren Welt bedienen. Zugleich fragt sie, wer neben unseren Gemütern noch einen Nutzen davon hat, denn der allgegenwärtige Kitsch ist mehr denn je auch ein Instrument der Mächte. Holen wir uns den Kitsch zurück, indem wir zu ihm stehen! Die Besuchenden werden herzlich eingeladen, sich zu beteiligen.

Die Ausstellung ist eine Kooperation des Jüdischen Museums Westfalen in Dorsten, der Begegnungsstätte Alte Synagoge Wuppertal und des Au-



tors und Szenografen Max Christian Graeff. Als Partner für Dorsten wird außerdem der Kunstverein Virtuell-Visuell mit einer Publikumsaktion aktiv.

Vorgesehen ist ein Begleitprogramm mit Veranstaltungen und Vorträgen

sowie eine Publikation mit wissenschaftlichen und literarischen Beiträgen mehrerer Autor*innen, die auch als Lehrmaterial benutzt werden kann.

Max Christian Graeff

»Wir wollen wissen, was wir hier beschützen.«

Ein Polizeiprojekt zur Antisemitismusprävention am JMW

Der Titel des Projekts schließt an die Leerstelle an, die wir für Polizist*innen in deren Aus- und Weiterbildung weitgehend schließen möchten. Während Judentum und jüdisches Leben häufig als etwas Historisches, Vergangenes verstanden wird, ist die Auseinandersetzung mit Jüdinnen*Juden in der Gegenwart häufig defizitär. Die Beschäftigung mit der jüdischen Kultur und der Religion kann dabei behilflich sein, antisemitische Vorurteile und Stereotype zu dekonstruieren. Wie sieht jüdisches Leben heute in Deutschland aus? Welche Vorurteile trage ich selbst in mir? Wie erkenne ich Antisemitismus im privaten Umfeld und in der alltäglichen Berufspraxis? Diese und noch viele weitere Fragen gilt es zu beantworten und Polizist*innen für vielfältige Ausdrucksformen von Antisemitismus zu sensibilisieren.

Vor dem Hintergrund der öffentlich gewordenen Gruppenchats innerhalb der Polizei, die verfassungs- und menschenfeindliche Inhalte hatten, haben die Polizeidienststellen den Auftrag erhalten, die demokratische Resilienz der Beamt*innen zu stärken und sie dementsprechend fortzubilden. An diesen Auftrag anknüpfend, entwickeln wir im Rahmen des Projektes einen Fortbildungstag für Polizist*innen. Einige Polizeidienststellen haben unser Angebot schon vor Projektbeginn gebucht, und so erhielten wir einen kleinen Einblick in die Arbeit mit Polizist*innen, deren ausführliches Feedback in die Projektplanung eingeflossen ist.

Insgesamt zehn solcher Projektstage sind geplant, die stetig modifiziert und weiterentwickelt werden. Am Ende des Projektes soll mit Hilfe der Evaluation ein Modulhandbuch entstehen, das sowohl zur nachhaltigen Verstärkung für die Vermittlungsarbeit im Museum gedacht ist als auch zur Verwendung anderer Institutionen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden soll. Zu diesem Zweck tauschten sich die pädagogischen



Mitarbeiterinnen Anja Mausbach und Mareike Fiedler bereits mit den Gedenkstätten Villa ten Hompel (Münster) und der Steinwache (Dortmund) aus, die auf eine langfristige Zusammenarbeit mit Polizeibediensteten zurückblicken können. Anders als bei den beiden Gedenkstätten wird sich im JMW das Narrativ zu diesen historischen Orten unterscheiden. Während sowohl die Villa ten Hompel als auch die Steinwache so genannte Täterorte sind und einen direkten Bezug zur Polizeigeschichte aufweisen, wird der Fokus im JMW auf vielfältigem, jüdischem Leben in der Gegenwart liegen.

In Kooperation mit der Landeszentrale für politische Bildung NRW (LpB) wird das Projekt von Mai 2023 bis Dezember 2024 am Jüdischen Museum Westfalen verortet sein. Drei Projektphasen bilden den Umfang der Laufzeit. Die Entwicklung und Konzeption eines Fortbildungstages wird im Fokus der ersten Phase stehen. Dabei sondieren wir bestehende Methoden und möchten vor allem innovative Methoden nutzen und testen, die für die antisemitismuskritische Bildungsarbeit gewinnbringend sein kann. Darüber hinaus werden Honorarkräfte für das Projekt gewonnen, die die Fortbildungstage begleiten sollen und deren Rückmeldung in die Evaluation einfließen werden. Um

das Personal bestmöglich auf die Durchführungsphase vorzubereiten, schulen wir die freien Mitarbeitenden in einem internen Fortbildungstag. Die Durchführungsphase beinhaltet die zehn Fortbildungstage und eine letzte Phase schließt sich an, die sich der Evaluation widmet. Alle Projektstage werden von einer Person wissenschaftlich dokumentiert, sodass wir mit Hilfe dieser Erkenntnisse ein Modulhandbuch zur Verfügung stellen können, das zum einen mehrfach erprobt wurde und zum anderen auf die Zielgruppe der Polizist*innen angepasst ist.

Anja Mausbach



Thomas Ridder: Mehr als ein Kurator

Wo soll man da anfangen, wo aufhören bei jemandem, der dieses Museum seit den Monaten vor dessen Eröffnung im Juni 1992 begleitet hat? Zu seinem 25-jährigen Jubiläum 2016 stand an dieser Stelle etwas von der »schwierigen Rolle dessen, der



**Kult-Kanne:
Klassiker
unter Kennern**

Was Thomas Ridder da in der Hand hält, ist kein normales Gefäß, sondern eine der Raritäten in der Exponatensammlung des Dokumentationszentrums. Bei dem wertvollen Krug handelt es sich um eine reichverzierte Wappkanne aus Sterling-Silber (um 1870), wie sie von jüdischen Priestern benutzt wurde. Mit dem dazugehörigen Teller hat der Kultgegenstand einen Wert von 19.000 DM. Als Historiker, der gemeinsam mit Dr. Gerbern Oegema für zwei Jahre die Arbeit des Zentrums maßgebend mitgestaltet, ist allerdings die historische Bedeutung der Priesterkanne höher einzuschätzen, als das Geld, das dafür ausgegeben wurde.

Mehr über die Aufgabe der Wissenschaftler auf der 3. Lokalseite. waz-Bild: Walhorn

Aus der Dorstener WAZ, 1991

immer schon da war und daher im Zweifelsfall für alles zuständig ist.«

Als wir in den letzten Monaten nach einer Nachfolge für Thomas Ridder, der sich Mitte des Jahres in den Ruhestand verabschiedet, suchten, wurde uns erneut bewusst, wie viel von ihm, von seinen Fähigkeiten und seinem Wissen, im Museum steckt. Selbstverständlich kann von der Nachfolge nicht erwartet werden, dass sie alle Aufgaben übernehmen kann, die Herr Ridder im Laufe der Zeit übernehmen musste, oft, weil niemand anderes da war. Denn wer wird denn zuerst gefragt, wenn irgendetwas nicht funktioniert, von der Klimaanlage zum IT-System? Natürlich Herr Ridder. Thomas Ridder hat die Adressdatei des Museums aufgebaut, er kennt sich aus mit der Telefonanlage und weiß, welche Apparate wie angeschlossen sind. Er versteht die Logik der Klimaanlage und warum das System damals so eingerichtet wurde und nicht anders. Wenn er Ausstellungen macht, kuratiert er nicht bloß die Inhalte, sondern hängt in der Regel auch alles selbst. Das ist für ein kleines Museum an sich nicht ungewöhn-

lich, aber dass er es auch noch gerne und gut tut, ist ein Geschenk. Große Museen haben für sowas eigene Teams.

Und es ist natürlich vollkommen aussichtslos, hier eine halbwegs angemessene Leistungsbilanz zu formulieren: Was sagen schon Zahlen aus wie drei Dauerausstellungen, eröffnet 1992, 2001 und 2018, etwa 80 Wechselausstellungen (und die dazu gehörenden Themen- und Künstler-Entdeckungen!), z.B. die schon legendären Präsentationen über André Citroën 2001 oder die »Sixties«-Fotos von Linda McCartney 2009, zwei sehr erfolgreiche Wanderausstellungen (nämlich

vorbeigezogen. In den finsternen (und langen!) Jahren, als er der einzige hauptberufliche Mitarbeiter des Museums war, hat er übrigens »nebenbei« auch noch die pädagogische Arbeit der Führungen, Studien- und Fortbildungstage angeleitet.

Ein Mitarbeiter, der sich mit so vielen Dingen auskennt, ist für die Leitung eines Betriebs von unschätzbarem Wert, denn auf Störungen im System kann er sofort reagieren und vieles selbst in Ordnung bringen oder zumindest mutmaßen, wo das Problem liegt. Einen verlässlichen Allrounder wie ihn zu haben, birgt aber auch die Gefahr, dass das Wissen zu



Thomas Ridder im pädagogischen Einsatz, 1990er Jahre

»Die Synagoge – Schnittpunkt jüdischen Lebens« und »Menschen – Steine – Migrationen«), 15 Ausschreibungen des von ihm erfundenen Margot-Spielmann-Jugendgeschichtspreises? Oder zig Vorträge und Schalom-Artikel, Dutzende Druckveröffentlichungen, Internetseiten und Audiobeiträge zu Museumsthemen, wenn man nicht ins fachliche Detail geht? Bildende Kunst war ihm immer sehr wichtig als Ausstellungsgegenstand (und notfalls nahm er dafür auch noch lebende Künstler*innen in Kauf). Drei Museumsleitungen, drei Fachbeiräte und ca. 20 Vorstandsmitglieder sind in dieser Zeit auch an ihm



Thomas Ridder in der von ihm kuratierten Wanderausstellung »Menschen – Steine – Migrationen« (2010)



**Thomas Ridder in
seinem Büro, 2009**

stark auf eine Person konzentriert wird. All diese Zusatzkenntnisse als Organisation zurückzubehalten und auf neue Köpfe zu verteilen, ist eine Aufgabe, mit der wir uns daher seit einiger Zeit in Vorbereitung auf Herrn Ridders Pensionierung befassen.

Im eigentlichen kuratorischen Bereich des Sammlungsmanagements dient das Projekt »Sammlungen für das 21. Jahrhundert« welches seit November 2021 läuft und im Oktober abgeschlossen werden wird, dem Wissenstransfer. Das Projekt umfasst sowohl die bessere Aufbewahrung und Dokumentation der Sammlung wie auch die Digitalisierung mit dem Ziel, die Sammlung auf einer Website der breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die Vorbereitungsarbeiten bedingen, dass auch wirklich alles objektbezogene Wissen, das bisher noch nicht registriert wurde – und im Sammlungsmanagement bleibt immer etwas liegen, denn die Sammlung ist bekanntlich geduldig – in die Datenbank eingespeist wird.

Wie Thomas Ridder selbst bemerkte, schließt er seine Stelle im Jüdischen Museum Westfalen nun ab, wie er seine Museumskarriere 1991 begonnen hatte, mit Sammlungsmanagement. Was vielleicht zunächst einmal trocken klingt, scheint ihm aber Spaß zu machen. Schließlich kann er auch mit Stolz auf eine Sammlung schauen, die er im Wesentlichen selbst aufgebaut hat. Wir freuen uns daher bereits auf seine letzte Ausstellung »Einblicke. Selten Gezeigtes aus der Sammlung«,

die Seltenes, Merk- und Denkwürdiges aus dem Depot ans Licht bringen wird.

Lob und Auszeichnungen für das Museum nehmen in der Regel andere entgegen, aber unser guter Ruf gründet auch auf seiner langjährigen qualitätvollen Arbeit. Mit Thomas Ridder verlässt uns nicht bloß ein Historiker und Experte der jüdischen Geschichte Westfalens, sondern auch ein ideenreicher Kurator und kreativer Handwerker. Vor allem aber verlässt uns ein hilfsbereiter und zuverlässiger Kollege und ein wunderbarer Geschichtenerzähler. Wir werden ihn vermissen, freuen uns aber, dass er nun

mehr Zeit hat für seine regionalhistorischen Forschungen, für die ausgiebigen Reisen mit seiner Frau im Wohnmobil durch Deutschland und Frankreich und noch mehr Muße für die Umsetzung der vielen Kochrezepte, über die wir leider nur in der Theorie ganz viel wissen. Danke, und alles Gute, Herr Ridder!

P.S.: Auf den letzten Metern müssen wir ihn noch irgendwie zu dem Versprechen bringen, seine Telefonnummer nicht zu wechseln...

**Kathrin Pieren und
Norbert Reichling**



2023 (Bild: Ralph Gorski)

»Der Tag, an dem die Blumen die Farbe verloren. Das Mädchen Ilse Reifeisen« von Andrea Behnke

Zum diesjährigen Gedenktag an die Opfer des Nationalsozialismus hat das Jüdische Museum Westfalen ein neues Kinderbuch veröffentlicht. Die Publikation »Der Tag, an dem die Blumen die Farbe verloren. Das Mädchen Ilse Reifeisen« ist Teil eines Gesamtprojekts im Jüdischen Museum Westfalen und wurde gefördert durch die Landeszentrale für politische Bildung.

Schon länger beschäftigt sich das Team Vermittlung im Museum mit der Frage: Wie können wir mit Kindern im Grundschulalter über die Schoa und den Nationalsozialismus sprechen? In unserer Arbeit machen wir die Erfahrung, dass Kinder schon im Alter von 9 oder 10 Jahren Wissen über den Nationalsozialismus mitbringen. Oftmals ist dieses Wissen diffus und die Kinder stellen während der Workshops und Führungen viele Fragen. Dabei zeigt sich, dass Kinder im Grundschulalter emotional und kognitiv in der Lage sind, sich mit den Themen Rassismus, Antisemitismus und auch mit dem Nationalsozialismus zu beschäftigen.

Bei der Vermittlung dieser Themen sehen wir es jedoch als nicht altersgerecht an, komplexe politische, wirtschaftliche und soziale Zusammenhänge zu vermitteln, würde das doch die Kinder überfordern, eine Überwältigung ist unbedingt zu vermeiden.

Vielmehr bietet sich der persönliche Bezug, z.B. über lokale und biografische Zugänge, bei Kindern für eine erste Auseinandersetzung mit diesem schwierigen Thema an. Die alltäglichen Ausgrenzungserfahrungen jüdischer Kinder im NS-Regime sind anschlussfähig an heutige Diskriminierungserfahrungen, die den Kindern begegnen können. Sie erleben oder beobachten bereits rassistische und antisemitische Diskriminierung, ob zuhause, im Freundeskreis oder auf dem Schulhof. Wenn ein lebensweltlicher Bezug zu den



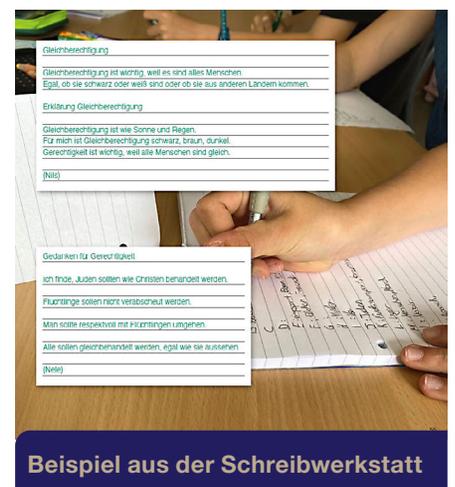
Collage aus dem Buch

Kindern hergestellt werden kann, wird auch das Interesse geweckt. Da setzt auch die Publikation »Der Tag, an dem die Blumen die Farbe verloren« an.

Die vom Museum eigens kuratierte Sonderausstellung »Kinder auf der Flucht: Kindertransporte 1938-1939« (10. April bis 3. Juli 2022) bot sich daher für ein Projekt zu diesem Thema an. Eine der darin erzählten Geschichten war die des Mädchens Ilse Reifeisen (heute: Elise Reifeisen-Hallin) aus Dorsten, die mit 13 Jahren mit dem Kindertransport nach Schweden flüchten konnte. Ein Konvolut von Briefen der Eltern an das im Ausland lebende junge Mädchen befindet sich als Dauerleihgabe im Jüdischen Museum Westfalen.

Mit der Bochumer Kinderbuchautorin Andrea Behnke konnten wir eine erfahrene Wegbegleiterin für unser Projekt gewinnen. Andrea Behnke hat

die Geschichte von Ilse Reifeisen in einfühlsamer Weise kindgerecht aufgeschrieben. Dafür hat sie die vorhandenen Quellen aus dem Museum gesichtet. Das Museum hat über Elisabeth Cosanne-Schulte-Huxel seit einigen Jahren einen engen Kontakt zu der Familie Hallin und konnte 2013 das Buch »Mein



Beispiel aus der Schreibwerkstatt

liebes Ilsekind«. Mit dem Kindertransport nach Schweden – Briefe an eine gerettete Tochter herausgeben.

Für die schönen Illustrationen im Buch kooperierten wir mit unserer Bildungspartnerschule, dem Gymnasium St. Ursula. Kunstlehrerin Sabine Janotta war zu einem vorbereitenden Workshop mit ihrer Klasse im Museum, und die Schüler*innen lernten die Biografie von Ilse Reifeisen kennen. Anschließend erstellten die Schüler*innen Collagen zu den einzelnen Kapiteln.

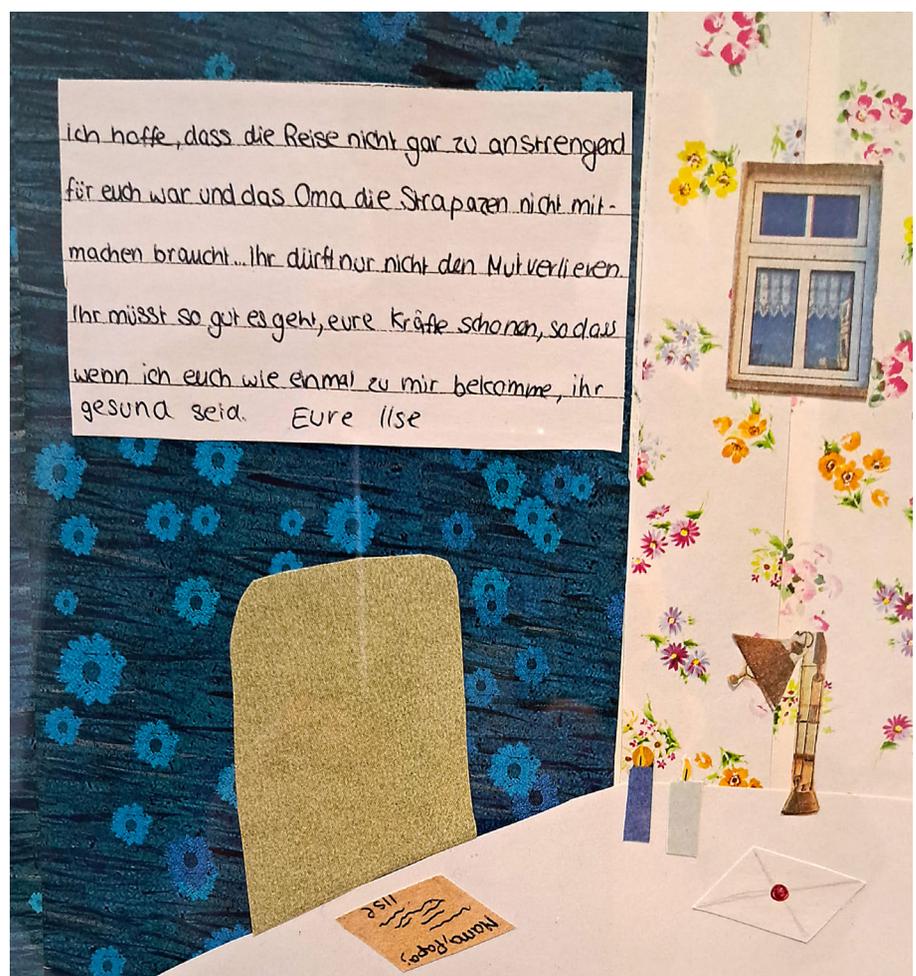
Im zweiten Teil des Buches befinden sich Anregungen, um das Gelesene zu reflektieren und in die Gegenwart zu übertragen. Hier sind auch Texte von zehn Grundschüler*innen der St. Agatha Schule abgedruckt, die in einer Schreibwerkstatt mit Frau Behnke entstanden. Die schöne Gestaltung der Publikation übernahm das Dorstener Designbureau Marc Kiecok.

Mit der Publikation können wir eine Lücke in unserem pädagogischen Konzept schließen und altersgerecht mit Kindern über die Schoa und den Nationalsozialismus sprechen. Schon das erste Projekt mit dem 6. Jahrgang der Neuen Schule Dorsten war ein großer Erfolg.

Das Buch steht nicht zum Verkauf, sondern wird in der Vermittlungsarbeit des Museums verwendet. Hier beschäftigen sich die Schüler*innen, ausgehend von der Lektüre, mit der schrittweisen Ausgrenzung jüdischer Kinder im Nationalsozialismus, mit Fragen nach Heimat, Erinnerungskultur und Verantwortung heute.

Interessierte Lehrkräfte können einen Projekttag buchen: lernen@jmw-dorsten.de. Außerdem ist ein Begleitheft zur vertiefenden Auseinandersetzung im Unterricht in Arbeit.

Mareike Fiedler



Schlaglichter



ANNETTE KURSCHUS IN DORSTEN

Beim Besuch des NRW-Ministerpräsidenten H. Wüst und vieler Repräsentanten der Religionsgemeinschaften im April 2022 war sie Opfer einer Autobahn-Vollsperrung geworden; doch am 17. November holte Annette Kurschus, Ratspräsidentin der Evangelischen Kirche Deutschlands, diese Visite nach und nahm einen lebendigen Eindruck von unserem Haus mit. In unserem Gästebuch hinterließ sie: »Wir brauchen solche Orte, um aus dem Blick zurück unser Heute zu gestalten und den Weg nach vorn zu wagen.«

ABI SHEKS HÄNDE

Die Kunstausstellung »Natur? Kultur« mit Wandobjekten des israelischen Bildhauers Abi Shek ging bei uns im Januar zu Ende. Doch an der Frontseite des Jüdischen Museums Westfalen sind die segnenden Hände des Künstlers Abi Shek auch nach Ende der von ihm gestalteten Ausstellung zunächst als Leihgabe verblieben.

LICHTER GEGEN DUNKELHEIT

In der Regel bemühen auch wir uns energisch um das Energiesparen, insbesondere im Beleuchtungsbereich, doch



am 27. Januar gab es eine Ausnahme: Denn an der bundesweiten Aktion »Lichter gegen Dunkelheit« zum Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus wollten wir uns selbstverständlich beteiligen. Im ganzen Bundesgebiet beteiligten sich mehr als 100 Bildungs- und Gedenkorte an diesem Erinnern an die Befreiung des KZ Auschwitz 1945.

BESUCH VOM LWL

Der im vergangenen Jahr neugewählte



LWL-Direktor Dr. Georg Lunemann hat am 24. Januar das Jüdische Museum zu einem Informationsgespräch besucht. Lunemann kannte unser Museum bereits von früheren Besuchen in seiner Funktion als Kämmerer des LWL und informierte sich jetzt über dessen Weiterentwicklung und Zukunftsperspektiven, insbesondere nach der Ermöglichung einer hauptberuflichen Leitung des Museums 2020 durch den Verband. Er sagte dem Museumsteam die weitere Unterstützung des Landschaftsverbands Westfalen-Lippe zu – insbesondere im Bereich von Projekten.

JUGENDGESCHICHTS-WETTBEWERB

Am 8. Dezember 2022 wurden bei uns Preise verliehen: die Gewinner*innen des Jugendgeschichtswettbewerbs konnten ihre Auszeichnungen im Empfang nehmen. Der Margot Spielmann-Preis erlebte im letzten Jahr seine 14. Auflage. Obwohl das Schuljahr

2021/2022 fast wieder normal verlief, war die Zahl der eingereichten Projekte und Facharbeiten noch nicht wieder so hoch wie vor Corona. Dennoch gab es preiswürdige Beiträge. Ausgezeichnet wurden ein Schüler und eine Schülerin für ihre Facharbeiten und je ein Projekt vom Landfermann Gymnasium aus Duisburg und vom Heriburg Gymnasium aus Coesfeld. Für den musikalischen Rahmen sorgten drei Jugendliche der Dorstener Musikschule, begleitet von deren Leiter.

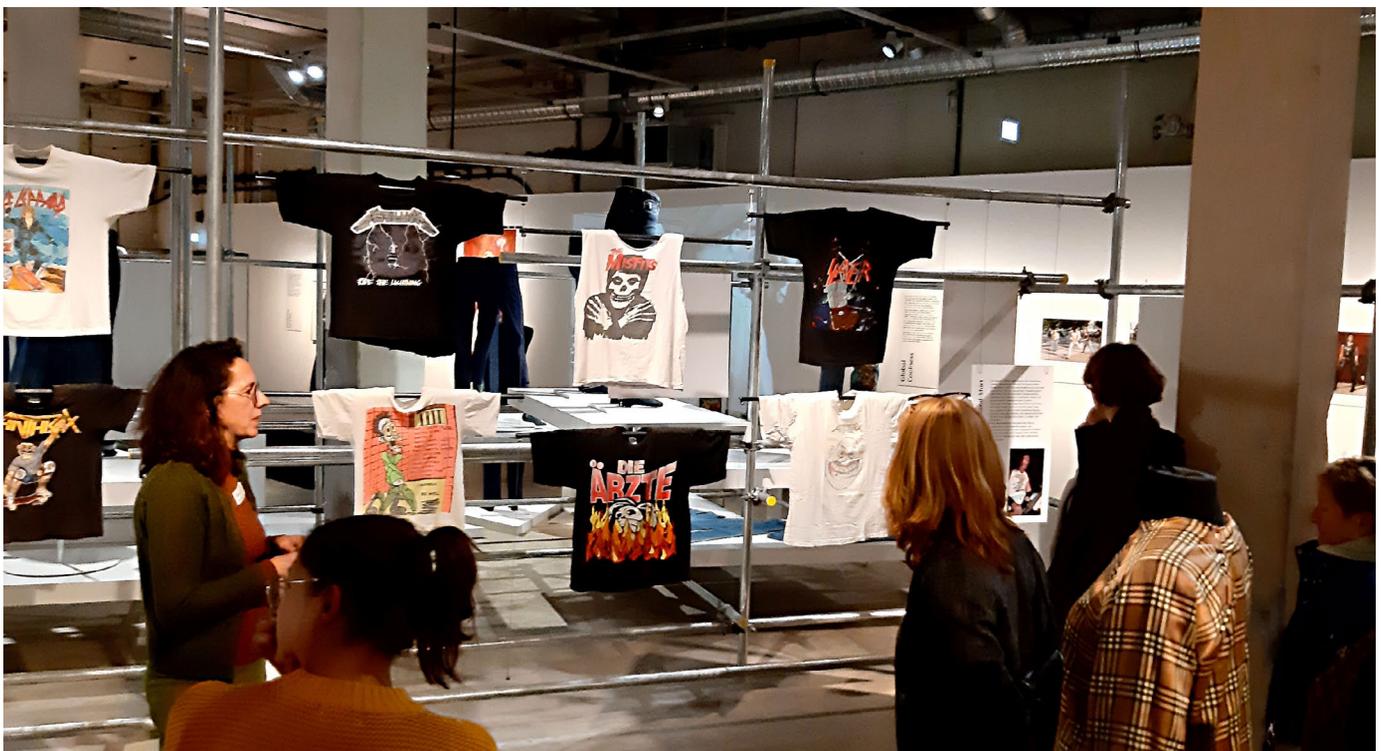
EIN KLAVIER IN DER SAMMLUNG

Ende 2022 kam ein wegen seiner Größe nicht ganz unkompliziertes Sammlungsstück ins Museum: das Klavier der Marler Familie Abrahamsohn. Rolf Abrahamsohns Mutter Else war begeisterte Freizeitpianistin, und das gute Stück war während der Pogromnacht 1938 von Nachbarn geraubt worden, zunächst spurlos verschwunden. Anfang

der 1950er Jahre bekam Rolf Abrahamsohn einen Tipp, wo es sich befand: im Haushalt des ehemaligen SA-Mannes, der es entwendet hatte. Er ließ das Erinnerungsstück an seine ermordete Mutter sofort abholen, auch wenn es in der Familie nicht benutzt wurde. Nach dem Tod von Abrahamsohn im Dezember 2021 hat sein Sohn das Klavier dem Jüdischen Museum geschenkt.

BETRIEBSAUSFLUG: NATÜRLICH INS MUSEUM

Das Textilwerk Bocholt war Ziel des diesjährigen Betriebsausflugs, an dem ca. 30 Mitglieder des JMW-Teams – hauptberufliche, nebenberufliche und ehrenamtliche Mitarbeiter*innen – teilnahmen. In der dortigen Abteilung »Spinnerei« erhielten wir eine fachkundige Führung durch die Sonderausstellung »Coolness – Inszenierung von Mode im 20. Jahrhundert« und bewunderten legendäre Trenchcoats, Jeans, T-Shirts, Ballkleider und Punk-Klamotten. Vielen Dank an die Kolleg*innen!





Zaandam: Stolpersteine für Familie Eisendrath

Die Stolpersteine des Kölner Künstlers Gunter Demnig werden nicht nur in Deutschland verlegt, sondern auch in anderen Ländern. Im vergangenen Oktober 2022 fand in Zaandam/Nordholland eine Verlegung im Andenken an 14 ermordete Zaandamer Juden und Jüdinnen statt – darunter Mitglieder der weit verzweigten Familie Eisendrath, die im 19. Jahrhundert aus Dorsten ausgewandert war – vor allem in die USA – und aus der das Jüdische Museum Westfalen im Jahr 2010 während einer mehrtägigen »family reunion« rund 60 Mitglieder kennenlernen durfte.

Um wen ging es in dieser Stadt? Neben einigen anderen Familien – 177 Opfer der Nazi-Deportationen sind bekannt – wird nun seit dem vergangenen Herbst mit sieben kleinen Messing-Denkmalen – hier »struikelstenen« genannt – erinnert an die Familie von Bernard und Sortine Selma Eisendrath mit ihren Kindern sowie die bei ihnen lebende Mutter der Ehefrau, Emma Juchenheim aus Vlotho/Westfalen.

Bernard Eisendrath hatte in Amsterdam Medizin studiert und machte 1907 sein Abschlussexamen. Er ließ sich im Mai 1914 vom Militärkrankenhaus in Amsterdam aus in Zaandam nieder, zuerst als Amtsarzt, später als niedergelassener Hausarzt und Geburtshelfer. Zwei Monate vorher, am 13. März, hatte er Sortine



Die vier Kinder der Familie



Familie Eisendrath mit ihren Kindern, Mitte der 1920er Jahre

Selma Juchenheim geheiratet. In Zaandam bezogen sie eine Wohnung in der Botenmakersstraat 108, in einem großes Haus. Ein Äskulapstab im schmiedeei-

sernen Zaun erinnert noch heute an die Arztwohnung. Sie bekamen vier Kinder: Iris (geb. 1915), Maja (geb. 1917), Leonie (geb. 1921) and Rudolf (geb. 1923)



Bernard und Sortine Selma Eisendrath, 1922, im Urlaub



Paul Eisendrath bei der Stolperstein-Verlegung, Oktober 2022

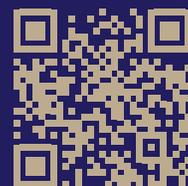
Der Lokalhistoriker Erik Schaap aus Zaandam weiß viel über diese Familie und ihr Schicksal nach der deutschen Besetzung (Einiges ist auch nachzulesen auf unserer Internetseite eisendrath-stories.net): Ab Mai 1941 durfte Bernard Eisendrath nur noch jüdische Patienten behandeln. Die Familie wurde nach Amsterdam vertrieben, er wurde dort Mitglied des Jüdischen Rates und erlangte dadurch Informationen über das Schicksal der zu deportierenden jüdischen Bevölkerung. Er nahm sich am 4. Oktober 1942 mit Gift das Leben.

Sortine Eisendrath tauchte nicht lange nach dem Tod ihres Mannes mit den Kindern und ihrer Mutter in die Illegalität unter, Freunde verschafften ihnen Anfang 1943 eine Wohnung in Zaandam; sie trugen keinen Judenstern und wurden mit

gefälschten Papieren von einem Polizisten erkannt und verhaftet. Letztlich wurden alle – mit Zwischenstation im Lager Westerbork – in den Vernichtungslagern Sobibor und Auschwitz umgebracht, Rudolf starb unter den unmenschlichen Bedingungen im Lager Mittelbau-Dora.

Bei der Verlegung war auch Paul Eisendrath aus Belgien anwesend. Die Anwesenden legten, nach einer Schweigeminute, kleine Steine um die Erinnerungsplatten auf dem Bürgersteig vor der Wohnung Botenmakersstraat 108 herum. Paul Eisendrath durfte den ersten legen. »Mein Großvater war ein Cousin von Bernard Eisendrath.« Außer ihm leben noch zwei Brüder mit ihren Familien in Belgien.

Mehr zur Gesamtfamilie:
(in Englisch)



Mehr zu den Zaandamer
Stolpersteinen:
(in Niederländisch)





Der drohende Zerfall einer Synagoge



In der ostwestfälischen Stadt Detmold droht einer ehemaligen Synagoge der Abriss – und damit der Verlust eines der ältesten Zeugnisse jüdischen Lebens in der Region.

Tatsächlich wirkt das Gebäude in der Brauchmauerstraße in der Detmolder Innenstadt marode: Der Lack der von Kletterpflanzen überwucherte Holzfassade blättert ab und die Fenster sind notdürftig mit Brettern vernagelt. Hier zerfällt ein Haus, dessen Geschichtsträchtigkeit bei diesem Anblick kaum vorstellbar ist. Denn das 1633 errichtete Fachwerkhaus diente der damaligen Jüdischen Gemeinde in Detmold bis 1742 mehr als 100 Jahre als Synagoge. Damit zählt

es zu den ältesten nachgewiesenen Synagogen in Nordwestdeutschland. Das ehemalige Bethaus ist also ein noch bestehendes Zeugnis der wechselhaften Geschichte jüdischen Lebens in der Region Lippe, die sich bis auf das späte Mittelalter zurückverfolgen lässt.

Die Frage, warum das Gebäude nicht einfach wieder in Stand gesetzt wird, scheint naheliegend. Allerdings wird der zunehmende Zerfall wohl bewusst herbeigeführt. Denn das Gebäude gehört Hendrik Schnelle, einem Rechtsanwalt aus Detmold. Zwei Mal hat die Stadtverwaltung in Detmold ihm Angebote unterbreitet und versucht, das Haus abzukaufen, jedoch ohne Erfolg.

Denn Schnelle will das Gebäude weder sanieren noch verkaufen, sondern abreißen lassen, um so Parkplätze für seine Kanzlei zu schaffen. Seit mehreren Jahren stellt er immer wieder Anträge auf den Abriss des denkmalgeschützten Hauses und klagte wiederholt gegen deren Ablehnung. Er gab sogar an, hiermit bis zum Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Straßburg ziehen zu wollen. Es wirkt daher wie eine Ironie, dass die städtische Denkmalpflege überhaupt erst wegen Schnelles Antrags auf Abriss die historische Bedeutung des Ortes erkannte. Trotzdem hält der Rechtsanwalt an seinen Plänen fest und leistet daher auch kaum Bestandschutz für das Gebäude.



Doch damit nicht genug: Schnelle, der das Gebäude gegenüber einer Lokalzeitung als »Schandfleck« bezeichnete, trat in der Vergangenheit immer wieder als Strafverteidiger für Neonazis und andere Personen aus dem extrem rechten Milieu auf. So vertrat er beispielsweise Robin S., der als Kopf der mittlerweile verbotenen rechtsterroristischen Gruppierung »Combat 18« gilt. Schnelle selbst wurde 2002 wegen Volksverhetzung verurteilt, weil er öffentlich gefordert hatte, Homosexuelle zu »vergasen wie damals die Juden«. Beobachter werfen ihm deswegen für den geplanten Abriss der ehemaligen Synagoge auch eine politische Motivation vor.

Für Matitjahu Kellig ist dies alles nur schwer auszuhalten. Er ist langjähriger Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde Herford/Detmold, emeritierter Professor der Musikhochschule in der Stadt und stemmt sich gegen den drohenden Abriss der ehemaligen Synagoge. Sein Wunsch ist es, dass diese wiederhergerichtet und in ein kleines Museum oder eine Begegnungsstätte umgewandelt wird. So könnte ein Ort für die Auseinandersetzung mit jüdischem Leben in Geschichte und Gegenwart in der Stadt geschaffen werden. Dies hätte auch für die Zukunft Bedeutung: Denn die Jüdische Gemeinde Herford/Detmold ist eine der kleinsten Gemeinden in Nordrhein-Westfalen, und ihre Mitglieder werden von Jahr zu Jahr aus demografischen Gründen weniger. Daher ist es Kellig wichtig, dass jüdisches Le-

ben in der Stadt wahrnehmbar bleibt, der Erhalt der ehemaligen Synagoge wäre hierfür ein wichtiger Bestandteil.

Lange Zeit schien es so, dass der Gemeindevorsitzende Kellig mit diesem Anliegen nicht viel Gehör finden würde und der Zerfall einer ehemaligen Synagoge lediglich das Problem der lokalen Denkmalschutzbehörde bleibt. Doch mit einem Artikel des aus Detmold stammenden Historikers Philipp Lenhard in der »TAZ« im Juli 2022 zog die Geschichte größeres Interesse auf sich – auch aus der Politik. So wandte sich der ehemalige Grünen-Bundestagsabgeordnete Volker Beck mit einem offenen Brief an den nordrhein-westfälischen Ministerpräsidenten Hendrik Wüst, und auch der Detmolder Landtagsabgeordnete Dennis Maelzer (SPD) stellte eine entsprechende Anfrage bei der Landesregierung.

Aus der Zivilgesellschaft organisierten Einzelpersonen und verschiedene Vereine aus Detmold Mahnwachen und Unterschriftenaktionen, die für den Erhalt der ehemaligen Synagoge warben. Mit einer gemeinsamen Stellungnahme kritisierten die Beratungsstellen ADIRA und SABRA und die Meldestelle RIAS NRW die Abrisspläne als »skandalös«. Schließlich besuchte auch die Antisemitismusbeauftragte des Landes Nordrhein-Westfalen, Sabine Leutheusser-Schnarrenberger, Detmold und machte sich zusammen mit Matitjahu Kellig vor Ort ein Bild der Situation.

Kellig freut sich über die Solidarität und die Unterstützung. Aber ihm ist es wichtig, dass es nicht nur bei einmaligen Aktionen bleibt, sondern der politische und gesellschaftliche Druck aufrecht gehalten wird. Doch auch für die nicht-jüdische Bevölkerung müsste es von hohem Interesse sein, den Ort nicht weiter verfallen zu lassen, handelt es sich doch um ein relevantes Kulturerbe der Stadt. Und auch vor dem Hintergrund der Geschichte des Antisemitismus und des Nationalsozialismus steht hier nicht weniger als die Frage im Raum, wie man mit der eigenen Lokalgeschichte umgehen möchte.

Hendrik Schnelle stellt sich indes diese Frage vermutlich nicht. Auf einer eigens eingerichteten Webseite bezweifelt er, dass es sich bei dem Gebäude um eine ehemalige Synagoge handelt, und veröffentlichte eine Karikatur, welche die Diskussion um das Gebäude mit der Enteignung von Jüdinnen und Juden im Nationalsozialismus vergleicht. Der neueste abwegige Vorschlag des Rechtsanwalts: die Versetzung der Synagoge in ein Freilichtmuseum – für ihn »der einzig mögliche Kompromiss«.

Doch es geht nicht um die Architektur eines Gebäudes, die in einem Freilichtmuseum bewundert werden soll, sondern um eine markante Spur des jüdischen Lebens mitten in Detmold, die nicht aus dem Stadtbild getilgt werden darf.

Micha Neumann

»100 Jahre jüdische Geschichte vor dem Abriss?«

Der Autor leitet die Antidiskriminierungsberatungsstelle ADIRA bei der Jüdischen Gemeinde Dortmund und beschäftigt sich mit der Situation in Detmold.

Ein Bochumer: Grigory Rabinovich



Die neue Synagoge Bochum am Tag der Eröffnung 2007

Aus den Kriminalromanen von Harry Kemelman konnte man schon in den 1980er Jahren lernen, dass in jüdischen Gemeinden nicht etwa der Rabbiner das Machtzentrum ist, sondern vielmehr der Gemeindevorstand. Das gilt wohl auch für die meisten deutschen Gemeinden, wenngleich fast alle ihrer Repräsentanten eine recht zurückgezogene und bescheidene Amtsführung bevorzugen.

Deshalb ist es auch so schwierig, etwas über Grigory Rabinovich zu schreiben: Denn er pflegt sachlich in seinen Funktionen, Leistungen und Argumenten aufzugehen und macht kein großes Gewese um seine Person. Fangen wir mit dem Aktuellen an: Ende 2022 wurde das Präsidium des

Zentralrats der Juden in Deutschland neu gewählt. Grigory Rabinovich, der Vorsitzende der Bochumer jüdischen Gemeinde, wurde neu in dieses wichtige neunköpfige Gremium gewählt, dem weiterhin Dr. Josef Schuster vorsteht.

Der Diplom-Bauingenieur hat seine Ausbildung an der Moskauer Nationalen Forschungsuniversität für Bauwesen (MISI) absolviert und ist 1992 mit seiner Familie aus Moskau nach Deutschland ausgewandert. Grigory Rabinovich war fast dreißig Jahre lang bei den größten deutschen Bauunternehmen im In- und Ausland tätig. Seit über zwanzig Jahren ist er Vorsitzender der jüdischen Gemeinde Bochum-Herne-Hattingen. Ab 2007 schon war er Mitglied des

Direktoriums des Zentralrats; seit 2019 ist er stellvertretender Vorsitzender des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden von Westfalen-Lippe.

Die bei der Neugründung 1945 mit 55 Mitgliedern winzige Gemeinde ist wie alle jüdischen Gemeinden nach 1990 enorm gewachsen. Seit Beginn seiner Amtsführung hat sich Rabinovich für den Neubau einer Bochumer Synagoge eingesetzt und diesen seit der Grundsteinlegung organisiert. Ein großer »Freundeskreis Bochumer Synagoge« half mit mehr als 500 Mitgliedern dieses anspruchsvolle Projekt zu verwirklichen. Der 2007 eröffnete originelle Bau mit angeschlossenem Gemeindezentrum gibt den heute rund 1.000 Gemeinde-

»Wir haben uns dieses Land und diese Stadt, Bochum ausgesucht.«



dieses Land und diese Stadt, Bochum ausgesucht, hier ist unsere Heimat.« Zu den bewussten Schritten einer stärkeren Verwurzelung in der Stadtgesellschaft zählt auch das öffentliche Chanukka-Lichterzünden, das 2022 zum dritten Mal möglich war, und zwar vor dem Bochumer Rathaus.

Rabinovich spricht zu den Gedenktagen mit den Honoratioren und ebenso mit jungen Antifaschisten, da ist er ganz undogmatisch. Und er ist so subversiv-klug, die der Mehrheitsgesellschaft auf die Schulter klopfenden Rituale des »Wir haben wieder Juden unter uns!« auch mal zu stören, z.B. einen verstörenden lyrischen Exkurs von Irina Bondas in die Synagogen-Eröffnungsfestfeier 2007 einzubauen (s. Kasten).



G. Rabinovich in der Bochumer Synagoge

mitgliedern Raum für Gottesdienst und mehr. (Auf der Gemeinde-Website kann man einen virtuellen Rundgang machen!)

»Wir haben Vertrauen in die Bevölkerung«, hatte Rabinovich schon vor dem Baubeginn öffentlich versichert. Ende 2018 konnte eine neue Tora-Rolle für die Gemeinde erstellt und in einem feierlichen Umzug in die Synagoge gebracht werden. Im Mai 2021 festgestellte Schüsse auf das Synagogengebäude haben in der Stadt großes Entsetzen und viel Solidarität unter den Bürger*innen hervorgerufen, Solidaritäts-Nachtwachen wurden seitens der christlichen Kirchen eingerichtet. Und der Gemeinde-Vorsitzende erneuerte seine Einschätzung: »Wir haben uns

Wie andernorts ist auch die Bochumer Gemeinde durch die Entwicklung des letzten Jahres aufgewühlt. Im November hielt Rabinovich dazu eine Rede über den russischen Angriffskrieg gegen die Ukraine, der ihn als Menschen russischer Herkunft schockiert. Er äußerte die Hoffnung, dass die Schrecken dieses lange für unmöglich gehaltenen Krieges eine Mahnung sein werden. Die Hilfe für die jetzt Fliehenden und die Aufnahme einiger geflüchteter Familien aus der Ostukraine in der Gemeinde sind selbstverständlich; die unterschiedlichen Herkünfte aus der Ukraine und Russland seien noch nie wichtig gewesen in der Gemeinde. »Wir sind ja selbst, wie die meisten von uns, Anfang der 90er Jahre als Flüchtlinge nach Bochum gekommen«, sagte Rabinovich.

2022 erhielt Grigory Rabinovich für seine Verdienste um die Wiederbeheimatung der Juden in Bochum den Ehrenring der Stadt Bochum. Gut, dass die jüdische Gemeinschaft solche Sprecher*innen findet!

Norbert Reichling

Hier in Deutschland
hat man Angst vor Juden
wir sind Deutschlands
schlechtes Gewissen

zweifelhafte Ehre des
auserwählten Volks

auserwählt zu wissen

was es heißt:

Ist da noch Gas drin ?

Wir tragen unser Judentum,
als Hut auf dem Kopf

als Stern auf der Brust

als Last auf dem Rücken

Ist da Gas drin ?

Wir werden als Juden geboren

und sterben als Juden

wir sind Menschen, Juden

wollen Frieden

Ist da Gas drin ?

komm, spiel es aus

sag dass du jüdisch bist

gib ein bisschen an

nutz es aus.

(Irina Bondas)



Halleluja! Preiset Gott!

Psalmvertonungen in der Schermbecker St. Georgskirche



Der Kammerchor Westfalen bei einem Konzert in Xanten

Kein geringerer als Richard Wagner behauptete, Juden seien von Natur aus nicht in der Lage, wahre Kunst zu erschaffen. Im Rahmen der Schermbecker St. Georgs-Konzerte wird die Gelegenheit bestehen, dieses fatale, von antisemitischer Gesinnung getragene Urteil zu überprüfen.

Am 7. Mai 2023, am Sonntag »Kantate«, um 17 Uhr lädt die Evangelische Kirchengemeinde Schermbeck ein zu einem Konzert mit dem Titel »Halleluja! Preiset Gott«. Es wird gestaltet vom Kammerchor Westfalen unter der Leitung von Lucius Rühl. Auf dem Programm stehen Werke von drei jüdischen Komponisten: Felix Mendelssohn-Bartholdy, den Richard Wagner bei seinem vernichtenden Urteil im Blick hatte, Leonard Bernstein und Anna Rubin. Von allen dreien hören wir Psalmvertonungen: den 100. Psalm von Felix Mendelssohn-Bartholdy, die Chichester-Psalmen von Leonard

Bernstein und den 150. Psalm von Anna Rubin, einer zeitgenössischen amerikanischen Komponistin. Ihr Werk wird in der St. Georgskirche zum ersten Mal erklingen. Es ist eine Uraufführung.

Anna Rubins Vertonung des 150. Psalms wird zweisprachig sein: Hebräisch und Deutsch. Die Komponistin wird allerdings Worte eines Gebetes aus der chassidischen Tradition, Worte aus dem Gebet des Reb Levi Yitzchak von Berditchev, hineinweben. Die sehr intimen Worte dieses Gebets werden in ihrem Original auf Jiddisch zu hören sein. Die Version von Leonard Bernsteins Chichester-Psalmen, die zu Gehör kommen wird, ist eine für kleine Besetzung: Vierstimmiger Chor, Sopran, Orgel, Harfe, Schlagzeug. Anna Rubin nimmt diese Besetzung auf, erweitert sie allerdings durch ein weiteres Instrument, ein Shofar. Dieses Instrument, das in der Tradition des Alten Israel wie auch des gegenwärtigen

Judentums eine besondere Rolle spielt, wird der Komposition sicherlich seine ganz besondere »Note« geben. Es wird in diesem Konzert gespielt von Aaron Malinsky, dem Rabbiner und Kantor der jüdischen Gemeinde Düsseldorf.

Der Eintritt zu diesem außergewöhnlichen Konzert ist frei! Am Ausgang wird um eine Spende von mindestens 10,00 € gebeten!

ZUR VITA DER KOMPONISTIN ANNA RUBIN

Anna Rubins lyrische und energiegeladene Musik wird seit den 1980er Jahren weltweit gehört.

Oft nimmt die Komponistin in ihren Werken jüdische Themen auf – etwa in dem Stück »Remembering«, das an den Holocaust erinnern will; dasselbe gilt auch für etliche Chorwerke und



»Felix Mendelssohn-Bartholdy, Leonard Bernstein und Anna Rubin...«



Ihren Dokortitel erwarb sie an der Universität von Princeton. Zu ihren wichtigsten LehrerInnen zählen Mel Powell, Earle Brown, Mort Subotnick und Pauline Oliveros. Nachdem sie mehrere Jahre an der Universität von Maryland gelehrt hatte, ging sie 2018 in den Ruhestand.

WAS IST EIN SHOFAR?

Das Shofar ist das am häufigsten genannte Instrument in der Hebräischen Bibel. Luther übersetzt es in der Regel mit »Posaune«. Es ist aber das Horn eines Widders oder einer Antilope gemeint.

Das Shofar ist kein Melodie-, sondern ein Signalinstrument. Es dient als Weckruf und als Alarmsignal (im »Heiligen Krieg« des Alten Israel). Es ruft zur Buße, zur Anbetung und in die Gemeinschaft mit Gott. So spielte es im Rahmen besonderer Gottesdienste im Tempel des Alten Israel seine Rolle wie dann später – und das bis zum heutigen Tage – in der Synagoge.

Wolfgang Bornebusch

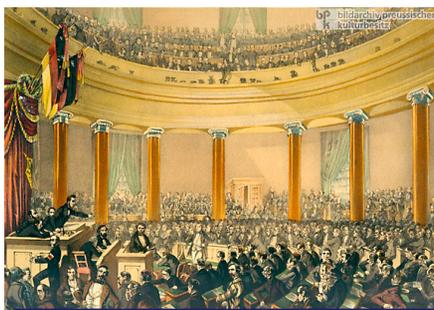
für ein Hörspiel, das das Aufwachsen ihrer Mutter im von Rassismus und Antisemitismus geprägten amerikanischen Süden zu Beginn des frühen 20. Jahrhunderts zum Gegenstand hat.

Andere Werke zeugen von ihrem Engagement für die Umwelt oder für soziale Gerechtigkeit. Die Texte, die ihren Kompositionen zugrunde liegen, schreibt sie selbst.

Ihre Werke werden aufgeführt an so prominenten Orten wie der Carnegie Hall in New York. International wurde ihr Werk zum ersten Mal präsentiert und wahrgenommen bei den renommierten »Darmstädter Ferienkursen«. Unter anderem erhielt sie 1982 ein Stipendium vom »Brahmshaus Baden-Baden«. Ihr Werk erschien auf etlichen CDs und wurde von führenden amerikanischen Künstlern und Ensembles aufgeführt.



1848/1849 – Gabriel Riesser und die jüdische Emanzipation



Die Frankfurter Nationalversammlung (© Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz)

In der Verfassung des Deutschen Reiches vom 28. März 1849, der sogenannten Paulskirchen-Verfassung, hieß es im 6. Abschnitt über die »Die Grundrechte des deutschen Volkes« in § 146 »Durch das religiöse Bekenntniß wird der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte weder bedingt noch beschränkt. Den staatsbürgerlichen Pflichten darf dasselbe keinen Abbruch thun.« Mit dieser Formulierung wurde Glaubensfreiheit als Recht festgeschrieben und die jüdische Bevölkerung erstmals theoretisch gleichgestellt. Einen zentralen Anteil an der Aufnahme dieser Passage hatte der Jurist Gabriel Riesser (1806–1863), der nach der Revolution 1848 und 1849 als Abgeordneter an der Frankfurter Nationalversammlung teilnahm und sogar zeitweise deren gewählter Zweiter Vizepräsident war.

Gabriel Riesser stammte aus einer gelehrten jüdischen Familie, seine beiden Großväter waren Rabbiner, und sein Vater arbeitete als Kaufmann in Hamburg. Nach seiner Schulzeit in Hamburg und Lübeck entschloss er sich Rechtswissenschaften zu studieren. Das Studium in Heidelberg schloss er 1828 mit Promotion ab. Insbesondere im Anschluss an sein Studium erfuhr Riesser aufgrund seines jüdischen Glaubens Diskriminierung, da ihm aufgrund seines als Jude fehlenden Bürgerrechts die Zulassung als Anwalt in Hamburg verwehrt blieb.

Ausgelöst durch derartige Erfahrungen begann er, sich für die Gleichberechtigung von Juden einzusetzen und auf vorhandene Ungleichheiten aufmerksam zu machen. Konversion oder Emigration lehnte er in diesem Zusammenhang als mögliche Lösungsansätze ab, sah er sich doch sowohl als stolzer Jude als auch als deutscher Patriot. Verschiedene Schriften und Vorträge zu Fragen der jüdischen Emanzipation, die 1832 gegründete und monatlich erscheinende Zeitschrift »Der Jude. Periodische Blätter für Religion und Gewissensfreiheit« und das 1833 etablierte Comité zur Verbesserung der bürgerlichen Verhältnisse der Juden zeugen von seinen Bemühungen. Im September 1840 konnte Riesser aufgrund einer Ausnahmeregelung und des Todes eines Vorgängers in Hamburg doch noch als Notar vereidigt werden, da der Senat beschlossen hatte, dass »künftighin auch ein oder zwei Mitglieder der hiesigen israelitischen Gemeinde, wenn sie sonst dazu qualifiziert wären, Notare werden könnten«.

Schließlich wurde er im März 1848 Abgeordneter im Frankfurter Vorparlament und im Anschluss Abgeordneter des Herzogtums Lauenburg in der Nationalversammlung. Hier setzte er seinen Kampf gegen antisemitische Tendenzen fort und kämpfte mit Erfolg für die Verankerung der Glaubensfreiheit in der Verfassung. Deren Verabschiedung machte es ihm selbst möglich, Bürger der Stadt Hamburg zu werden. Nach seiner Zeit als Abgeordneter arbeitete Riesser weiter als Notar in Hamburg. Er beendete seine Tätigkeit 1857 und war danach vier Jahre Mitglied und teilweise auch Vorsitzender der Hamburgischen Bürgerschaft. Auch wurde er 1859 zum Obergerichtsrat ernannt, wodurch er als erster Jude Richter im Deutschen Reich war. Das blieb er bis zu seinem Tod im Jahr 1863. Heute gilt er als Vorreiter und als eine der zentralen Persönlichkeiten der jüdischen Emanzipationsbewegung.

In der Folge der Paulskirchen-Verfassung wurden in 20 Staaten des Deutschen Bundes Gleichstellungsgesetze erlassen, die die Hoffnung auf vollständige Emanzipation der Juden weiter nährten. Diese Hoffnung war seit der Mitte der 1840er Jahre durch erste Gesetze zur Verbesserung der staatsbürgerlichen Stellung der Juden und die begeisterte Teilnahme vieler liberaler Juden an der Revolution von 1848 besonders virulent geworden. Große Staaten wie Preußen folgten diesen Entwicklungen jedoch nicht. So sollte es noch bis 1869 dauern, bis mit der Unterzeichnung des »Gesetz, betreffend die Gleichberechtigung der Konfessionen in bürgerlicher und staatsbürgerlicher Beziehung« das Judentum mit allen anderen Konfessionen gleichgestellt wurde. Nach der Reichsgründung 1871 blieb dieses Gesetz in Kraft. Es fand sich außerdem in der Weimarer Reichsverfassung vom 14. August 1919 und ist im heutigen Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland verankert.

Christina Schröder



Gabriel Riesser, um 1856

Frenemies. Antisemitismus, Rassismus und ihre Kritiker*innen. Ein Sammelband der Ambivalenzen.

Die Idee hinter dem Sammelband war die Überlegung, inwieweit man antisemitismus- und rassismuskritische Bildungsarbeit zusammen denken und begegnen kann. Ein freundschaftliches Streiten sollte forciert werden. Stattdessen entwickelte der Konflikt eine Eigendynamik zweier Parteien, die sich – nach wie vor – unversöhnlich gegenüberstehen. Dass es sich sowohl bei Antisemitismus als auch bei Rassismus um Phänomene gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit handelt, die abzulehnen ist, ist unstrittig. In Konflikt geraten die Fronten besonders dann, wenn der Staat Israel thematisiert wird.

In einem FAQ nachgebildeten Format werden diese häufig gestellten Fragen von über 50 Expert*innen aus dem

Kunst-, Kultur- und Bildungsbereich knapp beantwortet. Es wird den Fragen nachgegangen, ob jede Verschwörungstheorie antisemitisch ist, wann Sprache antisemitisch oder rassistisch ist, ob Antisemitismus eine Form von Rassismus ist usw. Für einen Einblick oder besser gesagt ein »Anteasern« in unterschiedlichste Themenfelder und Diskurse rund um das kolonialistische Erbe, Rassismus und Antisemitismus kann der Sammelband für die Bildungsarbeit und für eine interessierte Leserschaft gewinnbringend sein. Die Kürze der Beiträge ist Vor- und Nachteil zugleich. Sie gibt nur schemenhafte Impulse auf viel tiefer geführte Debatten.

Auf den Konflikt um die Entstehung von Frenemies reagierten die Herausgeber*innen im Vorwort mit dem Titel: Warum dieses Buch ein Fehler war. [...] Dort heißt es, dass der Inhalt von Schamberger und Kilanis Beitrag noch nicht bekannt gewesen sei, als zahlreiche Autor*innen ihre Artikel zurückgezogen hatten. Allein das Wissen um deren Nähe zur BDS-Bewegung sei ausschlaggebend für die Rücknahme der Texte gewesen. Man wolle seinen Namen nicht neben Personen stehen sehen, die den BDS befürworten oder aktiv unterstützen. Daraufhin entschieden sich die Herausgeber*innen gegen die Veröffentlichung des Artikels von Schamberger und Kilani. Die formulierten Ziele des Sammelbands: Reibung und Widersprüche erzeugen, um Diskussionen und Gespräche anzuregen – Arnold, Chema und Mendel sehen dieses Vorhaben als gescheitert an.

Die Autor*innen, die ihre Beiträge zurückgezogen hatten, positionierten sich deutlich gegen eine von ihnen publik gemachte Intransparenz seitens der Herausgeber*innen. So soll die Kenntnis um die Inhalte der Beiträge von Kerem Schamberger und Ramsis Kilani vor-enthalten und nur durch Zufall aufge-

deckt worden sein. So stehen sich die Aussagen der Herausgeberschaft und Autor*innenschaft gegenüber. Schamberger und Kilani skizzierten unter dem Titel »Die anwesenden Abwesenden der deutschen Israel-Debatte« ein Bild der BDS-Kampagne, das dieser die antisemitischen Intentionen absprach. Insgesamt 15 Autor*innen zogen ihre Beiträge zurück. In einer gemeinsamen Erklärung veröffentlichten sie ihre Beiträge. Unter den Autor*innen befinden sich u.a. die Professorin und Antisemitismusforscherin Monika Schwarz-Friese, Anja Thiele und Tanja Kinzel.

Anja Mausbach

MERON MENDEL, SABA-NUR CHEEMA
UND SINA ARNOLD (HG.)

FRENEMIES

Antisemitismus, Rassismus
und ihre Kritiker*innen

Meron Mendel / Saba-Nur
Cheema / Sina Arnold (Hrsg.)

**Frenemies.
Antisemitismus,
Rassismus und ihre
Kritiker*innen**

Berlin (Verbrecher-Verlag) 2023,
20,- €

**Nachzulesen sind
die Stellungnahmen
beider »Parteien«
unter:**

[14.03.23]



[14.03.23]



Deutsche Erinnerungskultur im »Versöhnungstheater«,

inszeniert von Bundesrepublik Deutschland

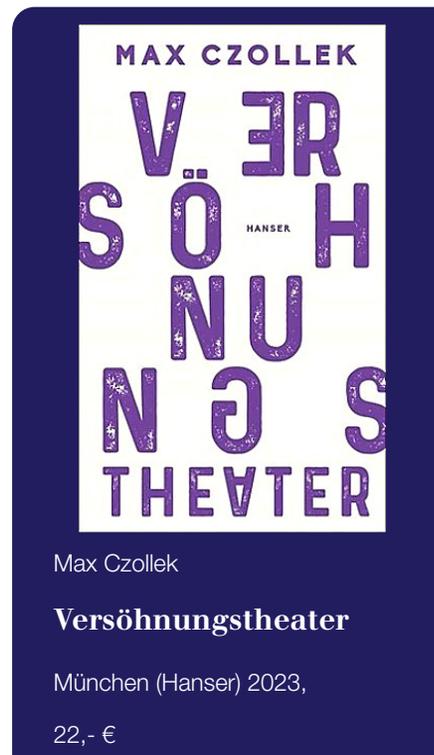


»In einer Gesellschaft, deren Selbstbild so sehr auf einer Erinnerungskultur basiert, wie in Deutschland, bestimmt Erinnerung auch Zugehörigkeit.« (S. 151)

Max Czollek ist Autor, Lyriker und Kurator. Er ist Mitherausgeber der Zeitschrift Jalta – Positionen zur jüdischen Gegenwart sowie Mitglied des Netzwerks Coalition for a Pluralistic Public Discourse. Nach den Essays »Desintegriert euch!« (2018) und »Gegenwartsbewältigung« (2022) liefert er mit Versöhnungstheater (2023) eine messerscharfe Analyse und präzise Dekonstru-

ktion der deutschen Erinnerungskultur gepaart mit genialen Sprachbildern.

Er zeichnet die Entwicklung der Erinnerungskultur ab Ende der 1940er Jahre nach und unterteilt diese in drei Phasen mit unterschiedlichen Funktionen für das nationale Selbstverständnis. Dies zeigt er anhand von Ereignissen, wie Willy Brandts Kniefall 1970 und Richard von Weizsäckers Rede 1985, die jeweils das Eintreten in eine neue Phase markieren. Mit seinem Konzept des Versöhnungstheaters knüpft er an das von Michal Bodemann 1996 beschriebene Ge-



dächnistheater an. Während er in »Desintegriert euch!« gezeigt hat, wie das erinnerungskulturelle Gedächtnistheater mit dem Integrationstheater zusammenhängt, zeigt ihr seinem neuen Buch, wie Erinnerungsweltmeister Deutschland das Versöhnungstheater inszeniert und wie weitreichend sowie gefährlich und gewaltsam sein exkludierender Effekt ist.

Czolleks These: Die Erinnerungskultur habe in ihrer derzeitigen Phase vor allem die Funktion, die Deutschen mit Nazi-hintergrund mit ihrer eigenen mehr als unzureichend aufgearbeiteten Vergangenheit zu versöhnen – eine Wiedergutwerdung Deutschlands. »Nach knapp achtzig Jahren der Zurückhaltung«, so auch der Titel des ersten Kapitels, legitimiert diese Wiedergutwerdung, Nationalstolz zu empfinden, dies öffentlich zu äußern und beispielsweise deutsche Flaggen bei Fußballweltmeisterschaft zu hissen oder, wie Olaf Scholz am 27.2.2022, eine Zeitenwende in Bezug auf die Rolle der Bundeswehr auszusprechen.

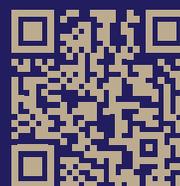
Klar erkennbar ist, dass Erinnerung mit Versöhnung gleichgesetzt wird und diese als bereits angenommen wird, ohne dass je eine reale stattgefunden hat. Somit werden auch Kontinuitäten und Folgen des Nationalsozialismus ausgeblendet. Das Versöhnungstheater ist eine One People-Inszenierung: bis auf die deutsche schließt es alle anderen Perspektiven aus und überschreibt die jüdische mit einer versöhnlichen Rolle, um sich der Wiedergutwerdung und Entlastung der Deutschen zu vergewissern. Das Versöhnungstheater und seine essenzielle Funktion für das nationale Selbstbild ist so dominant, dass »Die zentrale erinnerungspolitische Frage, ob die deutsche Erinnerungskultur an einer Gegenwart mitarbeitet, in der Minderheiten weniger gefährdet sind als zuvor, [...] damit fast automatisch in den Hintergrund [tritt].« (S. 13). Anzeichen dafür, dass das tatsächliche Erinnern,

Aufarbeiten und Verantwortung-Übernehmen gesamtgesellschaftlich und politisch nicht stattgefunden hat, sind laut Czollek auch die Überraschung, Erschütterung und Neuentdecken angesichts rechter Gewalt, denn so etwas ist in einer wiedergutgewordenen Gesellschaft schier unmöglich – »Die deutsche Gesellschaft als Schwarz-Rot-Gold-Fisch, wenn man so will.« (S. 47).

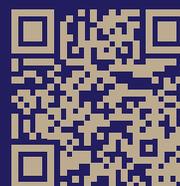
Mit »Versöhnungstheater« hat Max Czollek wieder ein Werk veröffentlicht, das uns Erinnerungskultur und bequeme Positionen hinterfragen lässt, an einigen Stellen den*die eine* oder andere*n vor den Kopf stößt, wehtut, vieles weiter- und überdenken lässt. In dieser Rezension konnten nur einige wenige Punkte angesprochen werden, weswegen ich mit einer unbedingten Leseempfehlung ende.

Zum Weiterlesen und Informieren:

Webseite:



Instagram:



Impressum

- Herausgeber:** Verein für jüdische Geschichte und Religion e.V. Dorsten
- Redaktion:** Sebastian Braun, Vanessa Eisenhardt, Mareike Fiedler, Anja Mausbach, Dr. Kathrin Pieren, Dr. Norbert Reichling (verantwortl. im Sinne des Presserechts), Christina Schröder
- Anschrift:** Schalom, Jüdisches Museum Westfalen, Julius-Ambrunn-Str. 1, 46282 Dorsten, www.jmw-dorsten.de
- Email:** info@jmw-dorsten.de
- Erscheinungsweise:** Zweimal jährlich im Eigenverlag
- Layout:** Agentur 31M, Essen
- Satz:** Dr. Pascal Dietrich, Aachen
- Förderer:** »Schalom« wird gedruckt mit freundlicher Unterstützung von Emschergenossenschaft/Lippeverband, Essen/Dortmund.
- Vertrieb:** Schalom ist eine kostenlose Zeitschrift (Postversand) für die Mitglieder, Freunde und Förderer des Vereins für jüdische Geschichte und Religion und des Jüdischen Museums Westfalen. Nichtmitglieder können Schalom gegen eine Gebühr von 5 € pro Jahr beziehen.
- Datenschutz:** Mitglieder des Vereins für jüdische Geschichte und Religion erhalten diese Informationen im Rahmen ihrer Mitgliedschaft. Wie für die Abonnent/innen gelten hier die Datenschutzregelungen des Vereins, die alle Rechte der Auskunft, des Widerspruchs, der Löschung und Beschwerde umfassen. Vgl.: www.jmw-dorsten.de/datenschutz

Im »Archiv-Fieber«: Unterwegs in israelischen Archiven

Jüdische Geschichte zu erforschen bedeutet, die Tiefenschichten schriftlicher und medialer Überlieferung freizulegen und sich von der Aussagekraft historischer Quellen inspirieren zu lassen. In diesem Sinne stand ein deutsch-israelisches Archivkolloquium, das »German-Israeli Archival Exchange Colloquium«, federführend organisiert vom »Moses-Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien Potsdam«, dem »Institut für die Geschichte der deutschen Juden Hamburg« und der »Tel Aviv University«, ganz in der Tradition des von Jaques Derrida formulierten »Archive Fever«: Dabei boten sich den Forschenden aufschlussreiche Einblicke in diverse israelische Archive, die nicht selten in ihren Beständen rheinisch-westfälische Verbindungen aufscheinen lassen.

ARCHIVE IN DER ISRAELISCHEN GESCHICHTSKULTUR

Archive in Israel haben eine besondere Relevanz, wenn es darum geht, innerjüdische und transnationale Beziehungen zu dokumentieren. Insofern ist das Sammeln und Dokumentieren von Schriftgut und Medien nicht erst seit Gründung des Staates Israel im Mai 1948 auch politische Praktik. Bereits unmittelbar nach 1945 gingen Dokumente aus ehemaligen europäisch-jüdischen Gemeinden, die ab 1938 aufgelöst worden waren in das damalige Palästina. So kommt dem Archiv als Teil des israelischen kulturellen und kollektiven Gedächtnisses ein einzigartiger, geschichtspolitischer Stellenwert zu.

I. LEO BAECK INSTITUTE JERUSALEM

In dieser Tradition steht das Leo Baeck Institute in Jerusalem. Im Jahr 1955 von jüdischen Kulturschaffenden unter Leitung von Martin Buber (1878 – 1965) gegründet, bietet es mit einer umfangreichen Bandbreite an Material eine zentrale Anlaufstelle für Forschende. Neben Fami-



liennachlässen und Gemeindedokumenten aus deutsch-jüdischen Vorkriegsgemeinden, umfasst die Sammlung auch jüdische Periodika, deutsch-jüdische Zeitungen wie die Exilzeitung »Aufbau« und viele weitere Verbands-Organe.

Parallel zur Dokumentation, widmet sich das Institut mit seinen Forschungen auch hochaktuellen Forschungsfeldern wie der Provenienzforschung. Als ideelle Nachfolgeeinrichtung der »Hochschule für die Wissenschaft des Judentums« in Berlin, an der Leo Baeck seit 1913 als Dozent lehrte, recherchiert das Institut unter anderem zum Verbleib des 50.000 Bände umfassenden Bibliotheksbestandes der ehemaligen Hochschule. So ist das Institut eine einschlägige Adresse, insbesondere weil es mit seinen Beständen über eine Kombination aus Dokumenten auf administrativer und individual-biographischer Ebene verfügt.

II. CENTRAL ARCHIVES FOR THE HISTORY OF JEWISH PEOPLE

Eine herausragende Rolle in der israelischen Archivlandschaft nehmen auch die »Central Archives for the History of Jewish People« am Rande des Campus der Hebrew University Jerusalem

ein, deren internationale Ausrichtung Recherchen für ein breites Forschungsspektrum anschlussfähig macht.

Das Archiv folgt dem selbstverpflichteten Prinzip einer Dokumentation »from below« und legt damit neben administrativen Dokumenten den Fokus auf privates Schriftgut, das individual-biographische Zugänge erlaubt. Hervorzuheben ist die umfangreiche Aufstellung der Sammlung: Mit Material in nahezu 70 Sprachen und der breiten internationalen Ausrichtung haben sich die »Central Archives« als eine der wichtigsten Archiveinrichtungen etabliert. In diesem Zusammenhang bieten die Einrichtung neben Dokumenten zur europäisch-jüdischen Emigration auch Bestände zur sephardischen Diaspora, Dokumente von Gemeinden und Familien, die nach Mittel- und Südamerika auswanderten (unter anderem Uruguay). Besonders aufschlussreich für Recherchen zur deutsch-jüdischen Geschichte sind Unterlagen der »Jewish Claims Conference« sowie Gemeindedokumente, die ab 1938 von den NS-Organisationen beschlagnahmt wurde. Nach 1945 konnte Material aus den Vorkriegsgemeinden im Zuge der Jewish Cultural Reconstruction wiederaufgespürt und nach Palästina/Israel überführt werden. Mit einem etwas eingeschränkten Service müssen sich

Besucher:innen bis Mitte 2023 arrangieren, denn eine die »Central Archives« meistern die logistische Herausforderung des Umzugs in den imposanten Neubau der »National Library«, der mit seiner Architektur und unweit der Knesset verortet, schon jetzt als baukulturelle Symbolpolitik verstanden werden kann.

III. YAD VASHEM ARCHIVES (JERUSALEM)

220 Millionen »Pages of documentation« (Einzel-Dokumente): Das ist der derzeitige Umfang, den die »Yad Vashem Archives« aufbewahren (Stand Dezember 2020). Davon sind nahezu 2,8 Millionen »Pages of Testimony« Bestandteil der umfangreichen Datenbank zur Dokumentation der Opfer der Shoah.

Diese Fülle an Material macht das Archiv von Israels nationaler Holocaust-Gedenkstätte zu einer einzigartigen, internationalen Gedächtnisinstitution. Wenngleich das Archiv von Yad Vashem hauptsächlich Material sammelt, das in Beziehung zum Holocaust steht, verfügt es ebenso über eine umfangreiche Bandbreite an Schriftgut, die sich auf die Zeit vor 1938 und auf jüdische Neuanfänge nach 1945 bezieht oder im Kontext von Erinnerungsarbeit steht.

Besonders für individual-biographische Nachforschungen ist das Archiv eine unverzichtbare Adresse. Neben Memoiren, Tagebüchern, persönlichen Notizen und Korrespondenzen, verfügt die Sammlung auch über Fotografien, Bücher, Kunstwerke und weitere dreidimensionale Artefakte. Unter der Maßgabe einer breiten Vernetzung wachsen die Bestände stetig. So kommen pro Monat etwa 80 »survivor testimonies« hinzu, nahezu 1.000 pro Jahr. Die zentrale Datenbank der Gedenkstätte enthält etwa 6 Millionen Namen zu Opfern des Holocaust, die Dokumentation von 1.2 Millionen Namen steht noch aus.



Campus der Hebrew University Jerusalem (Foto: Sebastian Braun)

Und auch die internationale Nachfrage bestätigt das Renommee der »Yad Vashem Archives«: 10.000 Anfragen im Monat erreichen das Archiv, 7.000 Besuche werden in derselben Zeit verzeichnet. Davon entfällt ein Anteil von 50 % auf Familienforschung, 30 % auf Forschung durch jüdische Institutionen und 20 % auf weitere Projekte und Forschung. Etwa 30 % des Gesamtbestandes sind inzwischen online zugänglich und ermöglichen über die Archivdatenbank eine gezielte Recherche mit Schlüsselbegriffen. Auch die zukünftige Strategie ist Teil des Archivkonzeptes. Hohe Priorität hat für Yad Vashem die Anpassung der Katalogisierung an neue Forschungsfragen sowie die Herausforderung, eine digitale Vernetzung mit den Beständen externer Archive zu entwickeln.

IV. ARCHIVE FOR THE HISTORY AND HERITAGE OF GERMAN-SPEAKING JEWRY IN ISRAEL (AGSJI) (HAIFA)

Das AGSJI in Haifa zeichnet eine wechselvolle Geschichte aus. Im Volksmund erlangte es auch als »Jeckes-Archiv«, als Teil der Sammlung des 1968 in Naharija gegründeten und seit 1991 in Tefen

angesiedelten »Jeckes Museum – Museum des deutschsprachigen Judentums« internationale Bekanntheit. Seit Sommer 2021 werden Museum und Archiv nach Haifa transloziert und in die Dauerausstellung des »Hecht Museums« an der Universität integriert. Die Eröffnung des Museums ist für Anfang 2024 geplant. Das Archiv wird Teil des »Haifa Center for German & European Studies«.

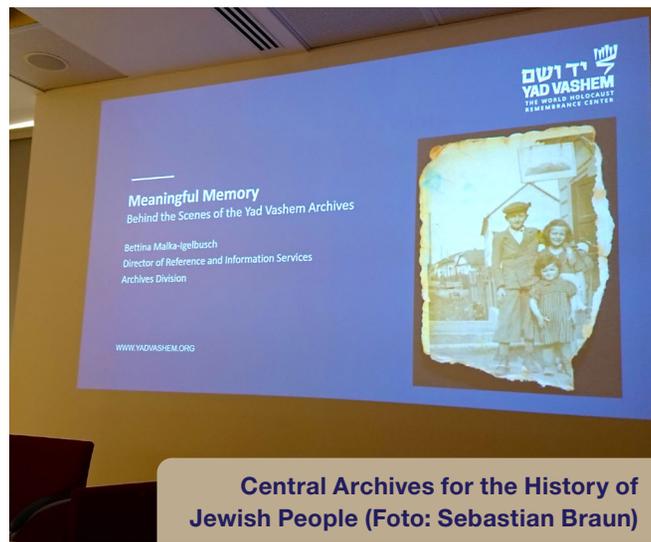
Blickt man einige Jahre zurück, so war der Fortbestand von Museum und Archiv gefährdet und es drohte die Schließung. Es ist dem Bewusstsein der »Association of Israelis of Central European Origin« zu verdanken sowie der »Jeckes-Initiative« der Universität Haifa, dass ein Neuanfang gelingen konnte. Auch die Bundesrepublik sicherte durch das Auswärtige Amt eine Unterstützung in Höhe von 1 Million Euro zu.

Es gibt wohl keinen Bestand mit mehr Ausdruckskraft zur Erforschung der deutsch-jüdischen Emigration nach Palästina/ Israel. Großen Wert legt das Archiv auf individual-biographisches Material. In 14.400 Archivboxen stehen Familiendokumente, persönliche Korrespondenzen, Tagebücher, Notizen, Postkarten und Foto-Alben für Recher-

»Archive als kollektives Gedächtnis«



Yad Vashem Archives
(Foto: Sebastian Braun)



Central Archives for the History of
Jewish People (Foto: Sebastian Braun)

chen zur Verfügung, insgesamt gibt es Material von mehr als 500 Familien. In Kooperation mit den »Yad Vashem Archives« wurden bisher 2/3 der Sammlung digitalisiert und sind über die Datenbank der »National Library« zugänglich.

Die Katalogisierung ist ein laufender Prozess und Teil der Sammlungsstrategie. Dabei legt das AGSJI großen Wert auf einen sensiblen und zugleich möglichst transparenten Umgang mit Dokumenten. Das Archivierungskonzept des AGSJI hinterfragt dabei grundlegende Konzepte, wie und was gesammelt werden kann. Maßgabe für das AGSJI ist es aus der Perspektive von Nutzer:innen zu denken. Damit reflektiert es auch die medientheoretische und politische Rolle von Archiven in der (israelischen) Geschichtskultur. Denn die Selektion, was als archivwürdig anzusehen ist, ist keine leichtfertige, vertreten Archive doch »gewisse Aussonderungsprinzipien und Wertmaßstäbe, die aber nicht unbedingt von späteren Generationen geteilt werden. Was der einen Epoche Abfall ist, ist der anderen kostbare Information.« (Assmann 2001) Dem Prinzip einer »vorausereilenden« Archivierung verpflichtet, wird das Archiv insofern stetig erweitert, aber mit Augenmaß, denn nicht alles kann gesam-

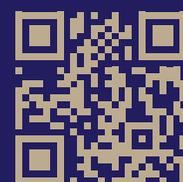
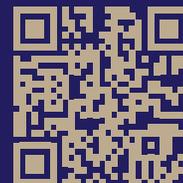
melt werden. Maßgebend unterstützt bei der Material-Akquise werden die Archivar:innen von der »Association of Israelis of Central European Origin«.

Archive in Israel bergen ein hohes Potenzial für den wissenschaftlichen Brückenschlag und können dadurch auch regionalhistorische Forschungen bereichern. Daher ist ihnen wachsende Aufmerksamkeit zu wünschen, stellen sie doch einen enormen Mehrwert für den Kulturtransfer dar und beeindruckten durch ihre weit fortgeschrittene innerstaatliche Vernetzung, die Vorbild sein kann.

Sebastian Braun

Internetadressen und Literatur

Assmann, Aleida: Das Archiv und die neuen Medien des kulturellen Gedächtnisses.
In: Stanitzek, Georg (Hrsg.): Schnittstelle. Medien und kulturelle Kommunikation. Köln 2001, S. 268-281.



NRW-Schulbücher: Note »ausreichend«

Das nordrhein-westfälische Schulministerium hatte bereits Ende 2019 eine Untersuchung in Auftrag gegeben, in der geklärt werden sollte, inwieweit die hierzulande zugelassenen Schulbücher ein angemessenes Bild jüdischen Lebens und jüdischer Geschichte vermitteln. Das Ergebnis lag der Landesregierung seit Februar 2022 vor und wurde nun mit Verspätung veröffentlicht. Dieser Initiative sind viele kritische Diskussionen vorangegangen, und Empfehlungen für den schulischen Umgang mit dem Thema liegen seitens der Leo Baeck-Institute und der deutsch-israelischen Schulbuchkommission ebenfalls schon länger vor. Der deutliche Eindruck, dass weiterhin Verbesserungsbedarf besteht, führte zu der neuen Studie.

Die Leitfragen der Analyse lauteten – hier verknappt wiedergegeben: Welche Bilder und Vorstellungen von Juden, Judentum, jüdischer Geschichte, Kultur und Religion werden in den Schulbüchern und mit welchen Akzenten und Defiziten vermittelt? Werden Juden und Jüdinnen und ihr Handlungspotential in der Geschichte so dargestellt, dass sie vor allem als Objekte und Opfer der Geschichte gezeigt werden? Wird die jüdischen Binnenperspektive ausreichend berücksichtigt? Welche Stereotypen und Verzerrungen sind feststellbar, und sind etwaige entwürdigende Medien und Bilder sinnvoll kontextuiert? Entsprechen die Darstellungen dem Stand der Forschung und der Fachdidaktiken?

Die Federführung des Untersuchungsprojekts lag bei Dirk Sadowski vom renommierten Georg Eckert-Institut

für Bildungsmedien, unterstützt vom Frankfurter Fritz Bauer-Institut und dem Lehrstuhl Geschichtsdidaktik an der Universität Leipzig. Analysiert wurden alle zugelassenen Schulbücher in den Fächern Geschichte, Gesellschaftslehre, Erdkunde, Politik, Wirtschaft, Praktische Philosophie, katholischer, evangelischer und islamischer Religionsunterricht sowie (hier nur Stichproben-Beispiele) Deutsch in den Sekundarstufen und für alle allgemeinbildenden Schulformen – insgesamt 251 gedruckte Ausgaben und ein digitales Medium.

Ein knappes Resümee könnte lauten, und so berichtete auch die Presse im Februar, dass sehr gute Darstellungen und problematische Elemente insgesamt eine unübersichtliche Mischung darstellen. Es gibt keinen offenen Antisemitismus in den Bänden. Aber soll man das schon für eine gute Nachricht halten? Denn zugleich wird das zähe Fortleben alter Klischees überdeutlich: die Dominanz einer jüdischen Leidens- und Opfergeschichte gegenüber anderen Facetten der Historie, eine verbreitete Überbetonung der Geldverleih-Aktivitäten von Juden im Mittelalter (und damit die Bestärkung der Vorurteile über »Juden und Geld«), christlich geprägte Schwarz-Weiß-Bilder über das frühe Judentum, eine unterkomplexe Darstellung des Konflikts in und um Israel. Thesen vom »Anders-sein« von Jüdinnen und Juden spielten, so die Forscher*innen, eine übergroße Rolle und könnten so den Weg zu vereinfachten Erklärungen der Verfolgungen oder gar zur Schuldumkehr bahnen. Kapitelüberschriften »Mit Fremden Leben«, breite Darstellungen

des »Christismords« oder die Etikettierung Walter Rathenaus als »jüdischer Außenminister« sind eklatante Beispiele.

Daneben stehen in manchen Lehrwerken auch unangemessen idealisierende Bilder von »friedlichen Zusammenleben« von Juden und Muslimen in »El Andalus«, das als »Goldenes Zeitalter« phantasiert wird. Nur die wenigsten Schulbücher halten es für erforderlich, auf aktuelle Formen des Antisemitismus einzugehen. Bei der Schilderung jüdischer Religiosität »fällt auf, dass manche dieser fiktiven Schilderungen den Eindruck erwecken, dass das Judentum eine zumindest spaßerschwerende Religion ist, die vor allem aus Restriktionen besteht, deretwegen man z.B. nicht an einer gemeinsamen Klassenfahrt oder an einem für den Sonnabend geplanten Fußballturnier teilnehmen kann.« (S. 453)



»ein zähes Fortleben
alter Klischees«

»eine zumindest spaß-erschwerende Religion«

Auf dem Gebiet des reflektierten Umgangs mit Bildern stellen die Expert*innen durchaus klare Fortschritte fest, wenn- gleich anderswo immer noch antisemitische Karikaturen oder emotionalisierende Fotos zum israelisch-palästinensischen Konflikt ohne die erforderliche Einordnung verbreitet werden. Die Problemsensibilität der Schulbuchverfasser*innen und -verlage scheint aber gestiegen zu sein. Viele der genannten Mängel finden sich gehäuft in älteren Medien und wären, so die Studie, leicht abzustellen.

Doch ist es unvermeidbar, ebenso klar festzuhalten: die Komplexität des jüdisch-christlichen Zusammenlebens, die Vielfalt jüdischer Lebensentwürfe und -praxen, die epochalen Tendenzen der Verbürgerlichung, des Aufstiegs und der jüdischen Aufklärung werden meistens eklatant vernachlässigt. Das ist als Ergebnis einer jahrelangen Fachdebatte – die eingangs erwähnten Empfehlungen stammen z.B. aus den Jahren 2003 und 2017 – absolut indiskutabel, selbst wenn man akzeptiert, dass Schulbücher ein sich langsam entwickelndes Medium sind. Die betreffenden Fachgemeinschaften und die Bildungsadministration bedürfen offenbar immer wieder des Anstoßes und der Skandalisierung von außen, damit sie auch in diesen Fragen, die nicht etwa nur Juden

und Jüdinnen angehen, den eigenen Standards, etwa der Multiperspektivität und Kontroversität, entsprechen und eine Weiterentwicklung zulassen.

Die Landesregierung hat sich übrigens 10 Monate Zeit gelassen, bis sie diese Befunde (in überarbeiteter Fassung) dem Parlament und der Öffentlichkeit

zugänglich machte; warum eigentlich? Im Bildungsausschuss des Landtags konnte im Januar lediglich über einen dürren, von der FDP-Opposition angeforderten Zwischenbericht im Umfang von 1 DIN A 4-Seite diskutiert werden.

Norbert Reichling

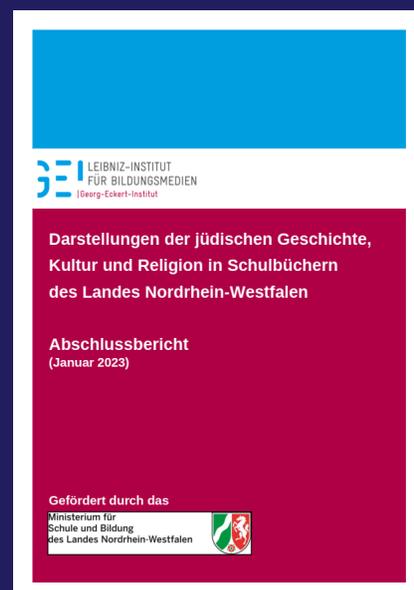
Dirk Sadowski u.a.:

Darstellungen der jüdischen Geschichte, Kultur und Religion in Schulbüchern des Landes Nordrhein-Westfalen.

Abschlussbericht, Januar 2023, online unter



(Bitte nicht abschrecken lassen von den 476 Seiten, es gibt eine Zusammenfassung!)



” Annotation

In der Tat etwas grenzwertig

Katharina Ceming ist Theologin und Philosophin. Sie hält Vorträge zu Fragen wie Werte, Mystik, Religion, Lebenssinn und publiziert auch zu diesen Themen. Ihr neustes Buch trägt den Titel »Grenzwertig«. Darin geht es um »Debatten über Rassismus, Identitätspolitik und

kulturelle Aneignung«, in denen ihrer Meinung nach etwas »schiefläuft«.

Im ersten Teil des mit 144 Seiten sehr handlichen Buches wird der Wertebegriff erklärt, im zweiten geht es um Identitätspolitik und kulturelle

Aneignung. Der letzte und kürzeste Teil sieht sich als Antwort auf die Frage, wie die genannten Debatten besser geführt werden sollten, nämlich mit Toleranz gegenüber anderen Werten und mit der Fähigkeit, gesellschaftliche Widersprüche auszuhalten.

Mit Bezügen zu Themen wie der documenta 15 trägt Katharina Ceming zum Verständnis aktueller Diskurse bei, zu der sich dank dem verständlich geschriebenen Buch auch philosophische Laien*-Laiinnen eine Meinung bilden können.

Allerdings leidet »Grenzwertig« unter der Kürze seiner Analysen. So erklärt Ceming die Gründe für die Entwicklung konservativer Geschlechterrollen in Osteuropa seit der Wende und auf heutigen YouTube-Videos im Westen lediglich mit politischer Ideologie im ersten und wirtschaftlichen Interessen im zweiten Fall. Oder sie führt als Argument gegen das komplexe Thema struktureller Diskriminierung von People of Colour in den USA einzig die unterschiedlichen Bildungs-

erfolge von Afro-Amerikaner*innen und von Kindern schwarzer Migrant*innen aus Afrika ins Feld, ohne die jeweiligen Kontexte zu berücksichtigen.

Was angesichts der Fülle an Themen auf begrenztem Platz verständlich ist, reduziert leider auch die Stärke ihrer zentralen Argumentation. Denn wenn Ceming die Minderheitengruppen, die sich vor kultureller Aneignung schützen und die illiberalen Bewegungen, welche ihre Kultur als »Dominanzkultur« gegen diese verteidigen wollen, in die gleiche Ecke räumt, vernachlässigt sie letztlich die ungleichen Machtverhältnisse im Zentrum dieses Konfliktes.

Kathrin Pieren

Schtetl, Aufstieg, Absturz

Die Journalistin Shelly Kupferberg hat die Geschichte ihres Urgroßonkels im Wien des beginnenden 20. Jahrhunderts rekonstruiert und in einem packenden Buch dargelegt. Diese Spurensuche führt uns ins KuK-Galizien, in die Generationen- und Kulturkonflikte junger Jüdinnen und Juden im orthodoxen Milieu, in die schwindelerregenden Akkulturations- und Aufstiegsprozesse mancher von ihnen, die nicht bis nach Amerika fahren mussten, um ganz oben anzukommen. Isidor Geller, der Urgroßonkel, hatte es geschafft: reich geworden im Ersten Weltkrieg, in einem Palais residierend, nur noch pro forma einer Arbeit nachgehend und mit dem Titel des Kommerzialrats geschmückt. Die übrige Verwandtschaft kann einem schon fast leidtun angesichts dieses Überfliegers, wären da nicht auch stets diese größtenwahnsinnigen Momente: prachtvolle Riesenbankette, Opernsängerinnen als Geliebte, durchaus auch Protzerei.

Man kann sich denken, wie schnell dieses Leben nach dem »Anschluss« Österreichs an Nazi-Deutschland zerplatzen musste.

Die Details der Entrechtung und Beraubung können hier nicht referiert werden, doch sie zeigen, dass Teile dieses Landes bereits vorher im Antisemitismus fieberten. Mitte November 1938 verstarb der viel Bewunderte, der noch schnell der Jüdischen Gemeinde wieder beigetreten war, um in der Jüdischen Abteilung des Wiener Zentralfriedhofs einen letzten Platz zu finden.

Die Stärke dieses Buchs liegt in der Vielzahl der begleitenden Geschichten aus der Familie: der Brüder und Schwester Isidors, ihrer Kinder, ihrer Freunde und Kollegen, Wegen von Hutmacherinnen, Vertretern, Schneidern, Buchhaltern, missratenen und wohlgeratenen Kindern; all das gibt ein wirklich differenziertes Bild. Etwas befremdlich wirkt in diesem Kontext, dass die Autorin gerade in diesen Nebensträngen intensiv-paraphrasierend auf die Memoiren ihres (nach Palästina geretteten) Großvaters, des Historikers Walter Grab, zurückgreift, ohne dies offenzulegen – es bleibt bei einem sehr kargen allgemeinen Dank an die Großeltern. Dennoch ist dies ein äußerst lesenswerter

Einblick in die Ambivalenzen der jüdischen Akkulturation und in die österreichischen Varianten der antijüdischen Ausgrenzung.

Norbert Reichling



Katharina Ceming

Grenzwertig.

Was in Debatten über Rassismus, Identitätspolitik und kulturelle Aneignung schiefläuft

München (Beck) 2023, 20,- €



Shelly Kupferberg

Isidor.

Ein jüdisches Leben

Zürich (Diogenes) 2022, 256 S., 24 €

Aufregend und anregend

Die Ausstellung »100 Missverständnisse über und unter Juden« im Jüdischen Museum Wien



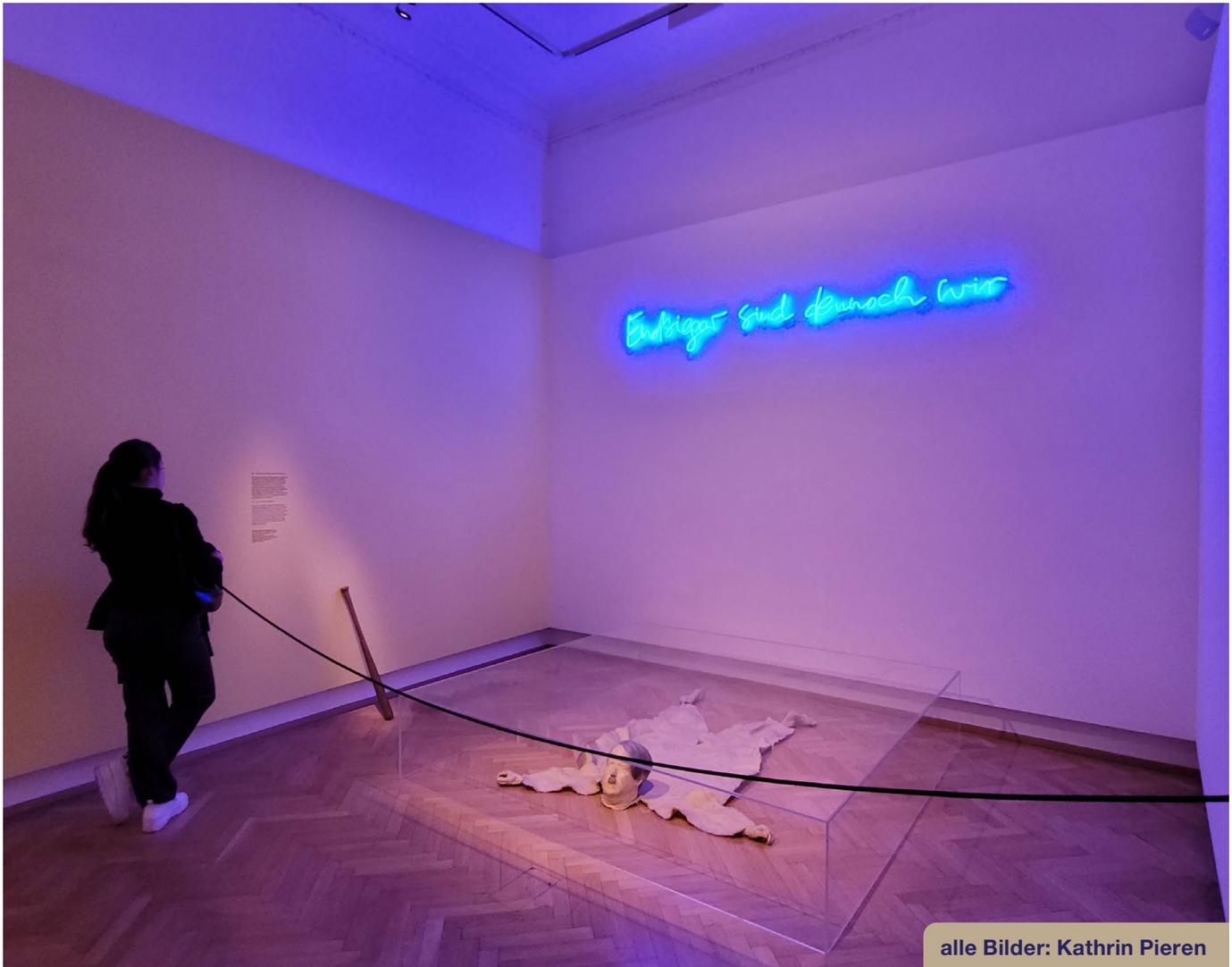
Mit ihrer ersten Ausstellung im Jüdischen Museum Wien hat die neue Direktorin Dr. Barbara Staudinger für viel Aufsehen gesorgt. Die Ausstellung bekräftigt Antisemitismus und sei unsensibel. Dies war der Vorwurf einiger prominenter jüdischer Besucher*innen, darunter des Präsidenten der Israelitischen Kultusgemeinde Wien. Den skeptischen Stimmen in Internet und Feuilleton steht aber sehr viel positives Feedback gegenüber. Gegen die an Frau Staudinger gerichteten, persönlichen Anfeindungen und für eine Versachlichung der Debatte über

die Ausstellung sprach sich in einem »Offenen Brief« sogar eine Gruppe Schoa-Überlebender aus. Was soll die Aufregung? Ist eine radikale Kritik berechtigt? Diese Frage würde ich mit einem ganz klaren Nein beantworten.

Die Ausstellung zeigt 100 Exponate unter den Rubriken »Intro«, »Romantisierung«, »Schoa«, »Überschreitungen«, »Stereotypisierung«, »Voyeurismus« und »Aneignung«. Die Missverständnisse, die angesprochen werden, reichen von »Die jüdische ‚Mama‘ ist eine besitzergreifende Drama Queen« und »Jüdinnen

und Juden sind Migrant*innen« bis zu »Jüdinnen und Juden sind überempfindlich« und »Das Verstehen des jüdischen Schicksals macht mich zu einem besseren Menschen«. Zu jedem Thema gibt es ein Objekt, Dokument, Bild oder Filmclip. Alle stehen auf derselben Ebene, nichts wird speziell hervorgehoben.

Das Video »Dancing Auschwitz« der Künstlerin Jane Korman, in dem sie mit ihrem Vater Adolek Kohn, einem Auschwitz-Überlebenden, und mehreren seiner Enkel in ehemaligen Ghettos und KZs zu Gloria Gaynor's »I will survive«



alle Bilder: Kathrin Pieren

tanzt, ist eines der wenigen Werke, die eine ganze Wand einnehmen. Dieser Kurzfilm und zwei Fotomontagen (»Self-Portrait at Buchenwald« von Alan Schechner und »Railroad to America« von Boris Lurie – siehe Seite 35), die beide explizit Schoa-Opfer in einem kommerzialisierten Kontext zeigen, gehören offenbar zu den umstrittensten Werken der Ausstellung. Dass jüdische Besucher*innen anders auf die Werke reagieren als ich, ist selbstverständlich, dass Besucher*innen sie geschmacklos oder beleidigend finden, kann ich nachvollziehen.

Es hätte dem Verständnis vielleicht geholfen, wenn die Fotomontagen besser kontextualisiert worden wären. Dies wird im Katalog auch getan, aber eben nicht deutlich genug in der Ausstellung. Dass damit Antisemitismus befördert werden könnte, erscheint mir aber absurd. Vielmehr befassen sich hier jüdische Künstler, einer davon ein Holocaust-Überlebender, kritisch mit der Instrumentalisierung und Fetischisierung der Schoa durch Wirtschaft, Medien und Politik. Und dass es weder unter jüdischen noch unter nicht-jüdischen Menschen Einigkeit darüber gibt, wel-

ches das »korrekte« Gedenken an die Schoa ist, illustrieren die Ausstellungsmacher*innen, indem sie sowohl positive wie negative Kommentare zum Video von Jane Korman aus den sozialen Medien neben dem Film zitieren und damit zur Debatte über dieses Werk einladen.

Auch der Vorwurf, die Darstellung von Stereotypen reproduzierten diese, verfängt meines Erachtens in dieser Ausstellung nicht. Zum Thema »Jüdinnen und Juden erkennt man an ihrer Nase« hätte man viele Darstellungen zeigen können. An Antisemitica fehlt es im

Jüdischen Museum mit der Sammlung Schlaff nicht. Davon zeigten die Kurator*innen aber nichts. Stattdessen konterkarierten sie das Stereotyp indem sie ein Gipsmodell der Nase des David von Michelangelo, wie es im 19. Jahrhundert von Domenico Brucciani in London hergestellt wurde, ausstellen. Der jüdische Held gilt in Michelangelos Darstellung als Prototyp der idealen Körpermaße.

Nicht immer ist der Ton der Ausstellung ernst. So lässt die Künstlerin Anna Adam ihr Stoffschweinchen Susi Sorglos bei Juden*Jüdinnen um Asyl bitten, denn »Bei Euch bin ich doch sicher! Oder?«. Die Frage zum Schluss weist mit einem Augenzwinkern darauf hin, dass sich keineswegs alle Juden*Jüdinnen koscher ernähren.

Wer aber erwartet, es würden alle Missverständnisse vollständig aufgelöst, der*die wird enttäuscht. Diese Arbeit leistet der Katalog, aber nicht die Ausstellung. Sie irritiert, regt Besucher*innen zum Nachdenken über die eigenen Positionen, zum Diskutieren und Streiten und selbst zur Google-Suche an. Meine einzige Kritik ist, dass die Ausstellung tendenziell viel Wissen voraussetzt und sicher einige Besucher*innen damit überfordert. Zumal bekannt ist, dass viele nur wenig Ausstellungstext lesen.

Selbst der informierten Besucherin entging manchmal der Zusammenhang zwischen Missverständnis und Exponat respektive der Erklärung. Dies schadet der Ausstellung aber nicht, befördert aber möglicherweise Ängste, die Ausstellung selbst könne missverstanden werden. Dem stimmte die Museumsleitung wohl zu einem gewissen Grad zu. Denn nach der Kontroverse ergänzte sie die Raumtexte um erläuternde Textpaneele und lieferte mit einem Audioguide für über zwanzig Exponate zusätzlichen Kontext.



Ich kann diese Ausstellung nur weiterempfehlen. Sie funktioniert am besten, wo sie einen selbst entlarvt. Mein Lieblingsobjekt war ein Dokument des Berliner »lesbisch-feministischen Schabbeskreises«, einer Gruppe jüdischer und nichtjüdischer Feministinnen, die in den 1980er Jahren den Antisemitismus innerhalb des christlichen Mehrheitsfeminismus thematisierte und eine jüdische Perspektive in den Feminis-

mus einbrachte. Das »Kennenlernquiz« setzt sich satirisch mit Vorurteilen gegenüber Jüdinnen auseinander. Auf die Frage »Stell' dir vor, Du triffst auf einem Fest eine Frau. Im Verlauf Eures Gespräches stellt sich heraus, dass sie Jüdin ist. Wie reagierst Du?« lautet die erste von fünf Antwortmöglichkeiten: »Du bist verlegen und fragst Dich, warum sie Dir das erzählt, schließlich erzählst Du ja auch niemandem, dass

Koscher – Die Speisegesetze

DU KENNST VIELLEICHT DAS WORT KOSCHER.

Koscher bedeutet, dass etwas nach den Gesetzen der Tora (=heilige Schrift) erlaubt ist. Also, dass es im religiösen Sinne als rein gilt.

Es gibt bestimmte Gegenstände die kosher sein müssen. Aber kosher bezieht sich auch auf die Speisegesetze im Judentum. Die Speisegesetze heißen Kaschrut. Diese beschreiben:

1. Welche Tiere Juden*Jüdinnen essen und welche sie nicht essen dürfen
2. Wie ein Tier geschlachtet wird
3. Die Trennung von Milch- und Fleischspeisen

Alles was nicht kosher/nicht erlaubt ist, nennt sich trefe.

1. WELCHE TIERE DÜRFEN JUDEN*JÜDINNEN ESSEN?

Tiere, die auf dem Land leben, dürfen gegessen werden, wenn sie gespaltene Hufe haben und Wiederkäuer sind, wie Rind und Schaf.

Tiere, die im Wasser leben, dürfen Juden*Jüdinnen essen, wenn sie Schuppen und Flossen haben, wie Lachs und Karpfen.

2. WIE WIRD EIN TIER GESCHLACHTET?

Die Tiere müssen geschächtet werden. Nach den Regeln in der Tora muss ein Tier schnell und schmerzlos ausbluten. Dafür schneidet der Schochet, der jüdische Schlachter, den Hals des Tieres schnell mit einem scharfen Messer durch. Dadurch soll das Tier wenig Leiden und Schmerzen haben.

3. WIESO WERDEN MILCH- UND FLEISCHSPEISEN GETRENNT?

In der Tora steht der Satz: »Du sollst das Böcklein nicht in der Milch seiner

Mutter kochen.« Daraus wird im Judentum die Regel abgeleitet, Milch und Fleisch nicht zusammen zu essen.

Milchspeisen wie Käse werden als milchig und Fleischspeisen wie Schnitzel als fleischig bezeichnet.

Speisen, die nicht milchig oder fleischig sind werden als parve bezeichnet.

Das sind Obst und Gemüse, Getreide, Eier und Fisch.

Das hört sich alles ganz schön kompliziert an und es gibt auch Juden*Jüdinnen, die sich nicht an alle dieser Regeln oder keine halten. Das hängt immer von davon ab, wie wichtig der einzelnen Person die Befolgung dieser Speisevorschriften ist.

ÜBERLEGE DOCH MAL:

1. Was kennst du für Essensregeln?
2. Welche Regeln sind dir wichtig?

